Der alte Gott lebt noch




THE LIBRARY OF CONGRESS
1800

Clara Meinert.

Weihnachten, 1898.

Der alte Gott lebt noch.

Eine Erzählung.

Von
Pastor H. J. Schuh,
Allegheny, Pa.



Columbus, Ohio:
Lutherische Verlagshandlung.
1898.

Inhaltsverzeichnis.

Der alte Gott lebt noch.

Kapitel 1.—Der Handwerksbursche.

„Fröhlich und wohlgemut
Wandert das junge Blut
Ueber den Rhein und Belt,
Auf und ab durch die Welt.“

„Fröhliche Pfalz, Gott erhalt's.“ Unser deutsches Vaterland muß jedem, der darinnen auch nur seine Jugendjahre zubrachte, unvergeßlich bleiben. Es giebt nur e i n Deutschland, und in diesem Deutschland, würde wohl jeder Süddeutsche sagen, giebt es nur eine Pfalz. Obwohl sie politisch schon längst verschwunden ist, so ist das herrliche Land mit seinen grünen Saatfeldern und frischen Wiesen, mit seinen blühenden Obstgärten und fruchtbaren Weinbergen immer noch da. Ja, ein rechter Garten Gottes ist die Pfalz je gewesen, seit unsere deutschen Vorfahren vor mehr als tausend Jahren unter dem Einfluß des Christentums die Urwälder lichteten und die Sümpfe in fruchtbaren Boden verwandelten. Und ein kerniges, heiteres, fleißiges, gemütliches und glückliches Volk sind unsere Pfälzer. Heißt es doch in jenem schwäbischen Volkslied:

„Drunten im Neckerthal, da ist's halt gut;
Ist mer's da obe 'rum manchmal au no so dumm,
Han i doch alleweil drunten guts Blut.

Kalt ist's im Oberland, unten ist's warm,
Oben sind d' Leut so reich, d' Herzen sind gar net weich,
B'sehnt mi net freundlich an, werdet net warm.

Aber da unten 'rum, da sind d' Leut arm,
Aber so froh und frei und in der Liebe treu:
Drum sind im Unterland d' Herzen so warm."

In der Stadt Mosbach wohnte ums Jahr 1790 ein junger Handwerker Namens Johann Ehrlich und ernährte sich und die Seinen als Wagenmacher. Er war eines Bauern Sohn und nach seiner Konfirmation in die Stadt zu einem Freunde seines Vaters in die Lehre gegeben. Von Haus aus an Arbeit und Ordnung gewöhnt, machte er sich aus der etwas strengen Zucht seines Meisters nicht viel, sondern hielt seine Lehrjahre treulich aus. Er hatte bei dem alten Hans Bohl etwas Tüchtiges gelernt und zog nun nach Landesart in die Fremde. Leichten Herzens durchwanderte er das Elsaß und arbeitete mehrere Monate lang in Straßburg. Doch die Wanderlust trieb ihn weiter, und nachdem er einmal der Landstraße einen Geschmack abgewonnen hatte, kam er immer weiter hinweg von deutscher Erde bis hinein nach Frankreich. Da er einen hellen Kopf und eine geschickte Hand hatte, war er nie lange ohne Arbeit, wenn ihn auch sein Leichtsinn ab und zu in Not versetzte, so daß ihm das „Fechten" nahe lag. Sein Wanderbuch zeigte, daß er's nie lange an einem Orte aushielt; denn er hatte sich vorgenommen, die Welt zu sehen.

So kam er auch nach Paris und fand bei einem deutschen Meister Beschäftigung. Hier hatte er Gelegenheit, noch so manches in seinem Handwerk zu lernen; denn Meister Lauber hatte eine feine Kundschaft. Die vornehmsten Herrschaften ließen bei ihm Wagen und *chaisen* machen, und der junge Ehrlich hatte eine Gelegenheit, wie sie einem jungen Handwerker nicht jeden Tag geboten wird; und er benutzte sie auch. Herr Lauber war zwar von Geburt ein Deutscher, sprach auch noch leidlich seine Mutter-

sprache; doch nach Geist und Sinn war er ein echter Franzose. Seine Gesellen hatten allerdings sonst keine Ursache, sich zu beklagen. Er gab beständige Arbeit und guten Lohn; auch die Kost war nicht schlecht. Aber von Gottesfurcht und Frömmigkeit war in seinem Hause keine Rede. Was er etwa in der Jugend davon mitgebracht hatte, damit war gründlich aufgeräumt. Er hatte sich als tüchtiger Geschäftsmann ein ansehnliches Vermögen erworben und lebte vollständig für diese Welt.

Nach Hause schrieb Ehrlich selten. Er konnte überhaupt mit seinem Handwerkszeug viel besser umgehen als mit der Feder. Er war kein schreibseliger Mensch. Die Briefe seiner frommen Eltern hielt er zwar in Ehren; doch nachdem er nun schon drei Jahre lang Pariser Luft eingeatmet hatte, machten sie doch nicht mehr den Eindruck auf sein Gemüt wie ehedem. Der Geist des Hauses, in dem er wohnte, und der Leute, mit denen er täglich umging, steckte ihn an. Es war ein böser Geist, der damals in Frankreich herrschte. Der krasseste Unglaube hatte die Herrschaft, und die Schreckenszeit, die einige Jahre später das Land zu einem Schandfleck der Menschheit machte, warf jetzt schon ihre dunklen Schatten voraus. Paris war so recht die Brutstätte des Verderbens. Wer da nicht sattelfest war, wurde mit fortgerissen in dem Strom des Lasters.

Obwohl nun unser junger Stellmacher von Hause aus eine fromme Erziehung genossen hatte und zu einem gottesfürchtigen Schulmeister und einem treuen Seelsorger in den Unterricht gegangen war, so hatte er, wie das so oft geschieht, doch manches nur mit dem Kopf gefaßt. Es war ihm die fromme Zucht nicht recht ins Herz gesunken. Nur der Gnade Gottes ist es zuzuschreiben, daß er am Glauben nicht ganz

Schiffbruch litt und nicht in dem Schlamm des Lasters unterging. Zwar wurde er nicht zum Spötter; davor bewahrte ihn die kindliche Ehrfurcht vor seinen Eltern. Seine Mutter seufzte oft um ihn zu Gott im Gebet, sonderlich wenn sie längere Zeit nicht von ihm gehört hatte. Diesen Gebeten hatte er's zu verdanken, daß doch noch ein Fünklein Gottesfurcht in ihm übrigblieb. Aber wie lange würde der glimmende Docht noch brennen? Er wurde gegen Gott und sein Wort täglich gleichgiltiger.

Eines Abends, kurz vor Ostern, trat er in das Geschäftszimmer seines Meisters und sagte:

„Meister Lauber, wenn es Ihnen recht ist, möchte ich aus Ihrem Dienste treten, und bitte um ein Zeugnis über die Zeit meines Hierseins."

„Was fällt Ihnen ein, Ehrlich? Gefällt es Ihnen bei mir nicht mehr? Oder ist etwas vorgefallen, daran Sie sich stoßen?"

„Das gerade nicht", entgegnete der junge Gesell. „Aber ich bin nun schon beinahe fünf Jahre in der Fremde und möchte wieder einmal heim."

„Also, Heimweh!"

„Nun, Sie mögen's nennen, wie Sie wollen. Meine Eltern werden alt, und ich möchte sie noch sehen, ehe sie das Zeitliche segnen. Zudem will ich es ehrlich gestehen: es gefällt mir in Frankreich nicht mehr. Mir scheint ein schrecklicher Sturm im Anzug zu sein. Da ist's wohl besser, unsereiner macht sich aus dem Staube."

„Ach was!" entgegnete Lauber „so schlimm wird's wohl nicht werden. Wenn auch manches, was die Menschen bisher hoch hielten, anfängt zu wackeln. Im Lauf des Fortschritts muß manches fallen. Uebrigens kann es nicht schaden, wenn einige der hohen Herren, die sich von dem Schweiß des Volkes nähren,

ins Gras beißen müssen. — Dann kommt vielleicht der gemeine Mann und ehrliche Bürger zu seinem Recht."

„Nun Meister, Sie mögen recht haben; aber ich will's nicht abwarten. Aus der Ferne kann man sich's ruhiger ansehen. Ich gehe wieder nach Deutschland. Da giebt's auch Brot zu essen."

„Halten kann ich Sie nicht; aber Sie sind ein Narr, daß Sie wieder in's väterliche Nest zurück wollen, so lange Ihnen in der Fremde das Glück hold ist. Sie haben hier ein schönes Geld verdient."

„Das weiß ich; und doch, was hab' ich davon? Verdient man viel, so braucht man viel. Ich bitte Sie also um meine Entlassung."

„Nun denn, wenn's nicht anders ist, und Sie absolut fort wollen, muß ich Sie ziehen lassen", entgegnete Lauber mit verdrießlicher Miene, und man sah's ihm an, wie ungern er den geschickten Gesellen gehen ließ. „Wann wollen Sie reisen?"

„Am liebsten schon Ende dieser Woche."

„Das geht nicht. Sie werden mich doch nicht im Stiche lassen, bis ich einen anderen Gesellen habe."

„Meinetwegen; dann bleibe ich noch bis Ende des Monats. Ich will Sie nicht in Verlegenheit setzen."

So geschah's denn auch. Ende Mai schnürte der junge Ehrlich seinen Bündel und trat die Heimreise an. In der Postkutsche ging's nun dem Rhein zu. In Straßburg angekommen, suchte er noch einige alte Bekannte auf und fand bei seinem früheren Meister freundliche Aufnahme. Da seine Barschaft nicht allzu groß war, und er doch der Schande halber nicht mit ganz leeren Händen heim kommen wollte, setzte er von hier aus seinen Weg zu Fuß fort.

Und wenn ihn auch die Sparsamkeit nicht dazu getrieben hätte, so wäre er am Ende doch lieber zu

Fuß gegangen, nachdem er nun einmal auf deutscher Erde stand. Mit dem Felleisen auf dem Rücken und dem Stock in der Hand lacht dem jungen Handwerker die Welt so freundlich entgegen, daß er sich keine Postkutsche, noch viel weniger einen Eisenbahnwagen, den es freilich damals auch noch nicht gab, wünscht. Wer die Welt recht sehen will und die Schönheiten der Natur mit Verstand genießen, muß marschieren. Wer mit solch unsinniger Eile durch die Welt fliegt wie unsere modernen Reisenden, die in acht Tagen halbwegs um die Welt jagen, hat nicht Zeit, sich etwas anzusehen. Das ist, wie wenn jemand mit einer vollen Tafel in fünf Minuten aufräumen soll. Er wirft die Speisen hinunter und hat doch nichts davon.

Mit vollen Zügen atmete der junge Bursche die balsamische Luft ein. Ueberall waren die Landleute beschäftigt auf dem Acker. Wo er durch ein Dorf kam, bot ihm das einfache Wirtshaus gegen geringe Vergütung eine gesunde Erfrischung. Ein Stück Schwarzbrot, ein Handkäse und ein Schoppen Bier, ah! wie schmeckte das nach mehrstündigem Marsch auf der staubigen Landstraße! Wie er so unter dem Schatten der Nuß- und Obstbäume, die auf beiden Seiten der Landstraße angepflanzt waren und gerade jetzt die Luft mit lieblichem Blütenduft erfüllten, dahin schritt und sich an der großartigen Schönheit ergötzte, sagte er halb laut zu sich selbst: „Es giebt nur e i n Deutschland. Ich bin froh, daß ich aus Welschland wieder in der Pfalz bin. Die Franzosen sind ein unruhiges Volk. Ich hab' ihr Land gesehen, ihre Sitten und Unsitten mitgemacht und bin froh, daß ich wieder daheim bin." Schon der Klang seiner Muttersprache ging ihm zu Herzen. Wer ihm begegnete, grüßte freundlich. Kam er zu Feldarbeitern am Wege, so stützte man sich auf den Haustiel und unterhielt sich

gemütlich. Alles sah so nett und sauber aus. Gott hatte so weit seinen Segen gegeben, und es stand eine gute Ernte in Aussicht. Der Herr, von dem alle gute und vollkommene Gaben herabfließen, stand im Begriff, sein Füllhorn über das Land auszugießen.

Kapitel 2.—Die Heimkehr.

„Nach der Heimat süßer Stille
Sehnt sich heiß mein müdes Herz;
Dort erwartet mich die Fülle
Reiner Freuden ohne Schmerz."

So kam Johann Ehrlich Mitte Juni in Mosbach an. Als er noch von ferne den Kirchturm seiner Vaterstadt erblickte, hätte er laut aufjauchzen mögen. Jeder Baum am Weg schien ihm ein Willkommen zuzurufen. Sogar den Spatzen auf der Straße meinte er's abzuhören: „Bist du auch wieder da?" Sein alter Meister lebte zwar noch, doch war er sehr gebrechlich geworden. Fünf Jahre machen einen Unterschied, wenn ein Mensch einmal in die 60er gekommen ist. Auch sein Geschäft war lange nicht mehr, was es früher gewesen. Mit seinem Weibe und einer einzigen Tochter lebte er noch wie früher über der Werkstatt und besorgte mit einem Gesellen die alten Kunden, ohne sich viel darum zu kümmern, ob neue hinzukamen. Er hatte in seinem Leben fleißig gearbeitet, und sein treues Weib hatte das Verdiente zu Rate gehalten, so daß sie jetzt auch ohne großen Verdienst keine Nahrungssorgen hatten.

Der alte Meister freute sich über das gesunde, heitere Aussehen seines früheren Lehrlings, und im

Hause fand er gar freundliche Aufnahme. Als er am Mittagstisch saß und sich die Milchsuppe schmecken ließ, konnte er sich nicht genug verwundern, wie die kleine Christine, die er als 15jähriges Mädchen verlassen hatte, nun zur blühenden Jungfrau herangewachsen war. Und mit sichtlichem Wohlgefallen ruhten die Augen der alten Meisterin auf der kernigen Gestalt des Jünglings.

„Du bist wohl weit herumgekommen und hast viel gesehen?“, redete ihn Meister Bohl an.

„Ja, ich bin allerdings weiter gekommen, als ich damals ahnte, wie ich euch vor fünf Jahren die Hand zum Abschied reichte. Wenn man einmal ins Wandern kommt, geht's einem oft wie dem Schiff ohne Steuerruder: es treibt auf offener See, bis es in irgend einem Hafen einläuft.“

„Und in welchen Hafen bist du eingelaufen? Wo hast du die längste Zeit zugebracht?“

„In Paris.“

„Da hört man ja jetzt gar seltsame Dinge von den Franzosen. Ist es wahr, daß sie das Königreich abschaffen und die Republik erklären wollen?“

„Allerdings ist eine solche Bewegung schon längst im Gange. Wer weiß, was noch daraus wird? Paris ist ein wahrer Hexenkessel; da weiß man einen Tag nicht, auf was man sich den nächsten gefaßt machen soll.“

„Man erzählt sich, die Kirchen seien leer, und niemand achte mehr auf Gottes Wort; es gehe zu wie in Sodom und Gomorra“, bemerkte weiter der alte Meister und wischte sich beim letzten Löffel voll den Mund.

„Wird wohl so sein“, entgegnete Ehrlich und schob seinen Teller zurück. Aus eigener Anschauung konnte er wenig erzählen, wie es in den Kirchen aussah; denn

er hatte höchstens aus Neugierde einmal eine von innen gesehen.

„Nun, wo die Weissagung aufhört, da wird das Volk wüste, sagt die Schrift, und das wird wohl auch noch in Frankreich in Erfüllung gehen", meinte Meister Bohl.

„Ein gutes Ende kann es jedenfalls nicht nehmen, und meine Befürchtungen in dieser Beziehung sind auch zum Teil der Grund, warum ich wieder nach Deutschland zurückkam. Das unruhige Leben gefiel mir nicht mehr. In Paris kann man wohl viel lernen, und ich habe auch in meinem Handwerk manches gesehen; aber gemütlich leben kann man nicht. Die Leute sind da immer wie im Rausch. Ohne daß man weiß wie, kommt man auch mit hinein in das tolle Wesen. Man kommt gar nicht mehr recht zur Besinnung. Die ganze Wirtschaft eckelt einen zuletzt an, und man sehnt sich nach einem Plätzchen, wo man wieder nüchtern über sich selbst und die Welt nachdenken kann."

„Nun, das freut mich, Johann, daß du so denkst; die meisten jungen Burschen, die von Frankreich zurückkommen, reden anders."

„Der Hauptgrund meiner Heimkehr war aber doch die Sehnsucht, meine Eltern noch einmal zu sehen", fügte der Gesell hinzu, als ob er fürchtete, der Meister möchte ihn am Ende auch für einen Frommen halten. „Meister, habt Ihr in letzter Zeit etwas von ihnen gesehen?"

„Ja", antwortete der Alte. „Noch letzten Donnerstag traf ich deinen Vater in der Stadt; er bringt jede Woche Butter und Handkäse auf den Markt. Er ist wohl, die Mutter auch; nur werden sie eben alt, und die Arbeit wird ihnen schwer. Fritz, dein Bruder, ist zwar ein tüchtiger Bauer; aber es wird ihm

doch manchmal zu viel. Dies Jahr besonders, da eine so gesegnete Ernte in Aussicht steht."

„Da komme ich am Ende gerade recht, um mithelfen zu können."

„Sie werden sich freuen über deine Heimkehr. Der Vater meinte letzte Woche, es mache ihm viel Sorge, daß du in dieser unruhigen Zeit in der großen Stadt seiest. Dazu hättest du so selten geschrieben, daß sie eigentlich gar nicht wüßten, wie es dir gehe."

„'Sist war", entgegnete Johann mit einem etwas beschämten Blick; „ich hätte öfter schreiben sollen. Doch in dem unruhigen Stadtleben denkt man nicht immer an heim."

„Uns hattest du wohl auch längst vergessen", meinte Mutter Bohl.

„O nein", erwiederte Ehrlich, und seine Wangen färbten sich, als er Christine die Augen niederschlagen sah.

Den nächsten Morgen, nachdem ihn die Meisters-Leute zum öfteren Besuch eingeladen hatten, machte er sich auf den Heimweg. Etwa eine Stunde hatte er zu gehen. Wie kurz kam ihm heute der Weg vor! Jeder Berg und jede Hütte heimelten ihn an. Unterwegs traf er Bekannte, die ihn freundlich anredeten. Alles schien ihn in der Heimat zu bewillkommnen. Endlich erblickte er den väterlichen Hof. Als er näher kam, empfingen ihn die Hunde am Eingang des Hofes mit lautem Gebell, bis der alte Karo ihn ordentlich beschnüffelt und er ihn angeredet hatte. Da sprang das treue Tier vor Freuden an ihm auf und konnte mit Bellen, Wedeln und Springen sich gar nicht genug thun. Mit freudiger Erregung trat er ein, und in der Hausthür stand die Mutter. Zuerst schien sie ihn für einen fremden Handwerksburschen zu halten und wollte schon nach dem Brotschrank gehen, um ihm ein

Stück zu schneiden, bis er näher trat und sie ihm in die Augen sehen konnte. Da schlug sie die Hände über dem Kopf zusammen und rief: „Ach Gott, bist du's, Hannes?“ „Ja ich bin's, Mutter“, rief der Jüngling und schloß die vor Freude zitternde Alte in seine Arme.

Nun eilte auch der Vater herbei. Er hatte sich gerade im Stalle bei dem Vieh etwas zu thun gemacht und hörte, daß oben etwas los war. „Gott Lob, daß du heim kommst!“ rief der Alte und ergriff die dargebotene Rechte seines Sohnes. „Deine Mutter und ich haben uns um deinetwillen sehr geängstet.“

Nun ging's an ein Fragen und Erzählen. Man merkte nicht, wie die Zeit verfloß. Inzwischen war die Magd aufs Feld gelaufen und hatte Fritz von der Heimkehr seines Bruders benachrichtigt. Er eilte sofort heim, so schnell er mit seinen beiden Ochsen nur fahren konnte. Herzlich war ihre Begrüßung. Die Magd rief endlich zum Mittagessen, und so gut schmeckte die Erbsensuppe lange nicht wie jetzt am elterlichen Tisch. Nachmittags kamen noch einige Nachbarn dazu, und man erzählte sich gegenseitig seine Erlebnisse bis Abend.

Nachdem man sich an Kartoffeln und dicker Milch satt gegessen und noch ein Weilchen geplaudert hatte, holte der Vater vom Gesims die alte Bibel herunter, las einen Psalm und betete den Abendsegen, wobei es dem Jungen doch ganz sonderbar zu Mut wurde. Wie wenig hatte er nun schon seit fünf Jahren Gottes Wort gelesen! Wie selten gebetet! Hier lebte offenbar der alte Gott noch; hier war überhaupt noch alles beim Alten. Wie heimelte es ihn doch an! Es war ihm wie dem Schiffer, der nach langer, stürmischer Fahrt endlich in einem sicheren Hafen Anker wirft. Es war so traulich, so still und friedlich im alten Heim! Nie

war es ihm so aufgefallen, daß hier der Friede Gottes wohnte. Wie hatte er es auch so lange in der stürmischen Fremde aushalten können?

Kapitel 3.—Am eigenen Herd.

„Nichts Besseres ist auf Erden als Frauenlieb', wenn's kann werden."

Den Sommer über blieb Johann Ehrlich bei seinen Eltern und half fleißig mit auf Feld und Wiese. Fast that es ihm leid, daß er nicht auch Bauer geworden war. Als aber im Spätjahr alles eingeheimst und die Arbeit weniger geworden war, ging er in die Stadt zu seinem alten Meister. Müßig wollte er nicht sein, und es traf sich gerade, daß Bohl seinen Gesellen entlassen hatte und einen andern suchte. Da kam Johann wie gerufen, als er sich bei seinem Lehrmeister um Arbeit meldete. So blieb er ein Jahr lang in dem Hause, das ihn als Lehrling so freundlich beherbergt hatte, und es entspann sich ein inniges Verhältnis zwischen ihm und des Meisters Tochter. Die Alten sahen es nicht ungern; denn sie hatten Wohlgefallen an dem kräftigen, geschickten Gesellen.

„Meister, ich hab' etwas auf dem Herzen", sagte eines Abends kurz vor Feierabend Johann zu dem alten Bohl, der eben im Begriff stand, seinen Schurz abzulegen.

„Und das wäre?"

„Ihr möget's wohl schon gemerkt haben, daß Christine und ich einander viel näher stehen als früher."

„Das ist ja begreiflich. Wenn man unter einem

Dache wohnt und an einem Tisch ißt, kann man sich nicht fremd bleiben."

„Nun, fremd sind wir uns ja auch früher nicht gewesen; aber jetzt ist es doch anders."

„Wie so?" erwiederte Meister Bohl, als ob er nicht schon gemerkt hätte, wo der Junge hinaus wollte.

„Ich meine, ich bin nun 23, und Christine ist 21, und da sind wir keine Kinder mehr. Ich darf's Euch wohl sagen, daß ich eure Tochter liebe, und sie mir auch nicht abgeneigt ist. Ich möchte euch bitten um ihre Hand."

„Glaubst du, daß ihr mit einander glücklich leben könnt?"

„Daran habe ich nicht den geringsten Zweifel."

„Male dir die Sache nur nicht zu rosig aus. Zum glücklichen Leben im Ehestand ist mehr nötig, als was die Welt gewöhnlich Liebe nennt."

„Meister", erwiederte der Gesell etwas gereizt, „ich hab' zwar nicht viel; aber ihr werdet mir das Zeugnis geben, daß ich mein Handwerk verstehe; und ich glaube, ich kann eine Frau ernähren."

„Das habe ich auch nicht gemeint, Junge. An dem wird's wohl nicht fehlen. Aber meine Christine ist ein kindlich frommes Gemüt. Bist du auch in diesem Punkte im Grunde des Herzens mit ihr einig?"

„Meister, ich hab' auch gelernt, was recht ist; und wenn ich auch nicht so oft zur Kirche gehe, wie manche andere, so bin ich deswegen doch kein Heide."

„Das wollte ich auch nicht sagen", erwiederte Meister Bohn „aber wenn Eheleute sich recht lieben sollen, so müssen sie sich in Gott lieben".

„Wie meint ihr das, Meister?"

„Daß jedes sein Gemahl für eine teure Gabe Gottes halten soll."

„Nun, von Gott kommt ja alles?“

„Ja, und darum sagt man von rechten Ehen, sie werden im Himmel geschlossen. Johann, ich will's mit der Mutter besprechen und dir morgen bescheid sagen.“ Damit ging er aus der Werkstatt und überließ Johann seinen Gedanken.

Und er besprach's nicht bloß mit der Mutter und auch mit der Christine, sondern auch mit dem, der Herzen und Nieren prüft und die Geschicke der Menschen in seiner Hand hat. Und das Ende dieser Besprechungen war, daß in Meister Bohls Haus ein Verlobungsfest gefeiert wurde. Kurz vor Weihnacht war Hochzeit. Nach Jahresfrist übergab der Alte seinem Schwiegersohn das Geschäft und setzte sich in den Ruhestand.

Nun hatte der junge Ehrlich schon vier Jahre lang selbständig das Geschäft betrieben und die Kundschaft bedeutend vergrößert. Was er in der Fremde gelernt hatte, kam ihm jetzt zu statten. Arbeiten, welche die vornehmen Bürger sich früher hatten im Ausland machen lassen, konnten sie jetzt zu Hause haben. Mit drei Gesellen hatte er vollauf zu thun. Er hatte sich schon ein Ansehnliches erspart. Gott hatte ihm auch im Häuslichen seinen Segen reichlich beschert. Ein rotbackiger Junge von drei Jahren und ein Mädchen von anderthalb saßen jetzt mit am Tisch und waren die Freude des Hauses, sonderlich der immer schwächer werdenden Großeltern. Sie wohnten jetzt in zwei Zimmern für sich um der Ruhe willen; aber die Kleinen waren doch täglich ihre Gäste.

„Ich weiß nicht, Hannes, was ich aus dem Vater machen soll“, sagte eines Abends Christine. „Er kommt mir in letzter Zeit so eingefallen und gebrechlich vor.“

„Nun mit 70 Jahren kann man nicht mehr viel erwarten“, erwiederte Johann.

„Ja, aber ich mag gar nicht daran denken, daß vielleicht sein Ende nahe ist.“

„Ach du denkst auch gleich ans Sterben. Der Vater kann noch manches Jahr leben. Es fehlt ihm ja weiter nichts.“

„Gott gebe es! Schon um der Mutter willen möchte ich's wünschen; denn die würde seinen Tod gewiß nicht lange überleben“, meinte Christine.

„Mach dir doch nicht so viele unnötige Sorgen“, erwiederte Ehrlich, und sie legten sich schlafen, nachdem Christine zuvor den Abendsegen gebetet hatte.

So lebten sie glücklich und zufrieden. Ehrlich war stolz auf sein Geschäft, auf sein Weib und auf seine Kinder. Das Glück schien ihm hold, und manches neidische Auge blickte auf den gedeihlichen Hausstand. Christine dankte Gott für den Segen und versuchte treulich ihre Pflicht zu thun gegen ihren Mann und die Kinder, vergaß aber auch ihre Eltern dabei nicht. Johann war auch treu und fleißig, nüchtern und mäßig, aber daß sein Wohlstand ein Segen Gottes sei, und daß er ihm dafür danken sollte, daran dachte er nicht. Er war wie er auch hieß: ehrlich. Es konnte ihm niemand etwas Schlechtes nachsagen. „Thue recht und scheue niemand“, das war sein Grundsatz.

Christine hatte allerdings einen Sorgenstein, den sie auch ganz allein tragen mußte; aber sie warf ihn täglich im Gebet auf den, von dem geschrieben steht: „Alle eure Sorgen werfet auf ihn; er sorget für euch.“ Ihr Mann war gegen Gottes Wort noch eben so gleichgiltig wie er es als Geselle gewesen war. Ihre Hoffnung, sie würde ihn für Gott und sein Reich gewinnen können, schien fast gänzlich vereitelt. Es

wurde in diesem Stück von Jahr zu Jahr schlimmer statt besser. Ihr Vater hatte ihr damals gesagt: „Christine, bedenke, ob du auch mit ihm im Grunde des Herzens einig bist.“ Sie liebte ihn ja, wie nur ein treues Weib lieben kann; aber sie konnte es nicht verheimlichen: es war nicht zwischen ihnen, wie es sein sollte. Er diente nicht dem Herrn, dem sie diente. Er hatte ein anderes Lebensziel als sie. Was sollte noch daraus werden?

Kapitel 4.—Gewitterwolken.

„Die Thoren sprechen in ihrem Herzen: Es ist kein Gott. Sie taugen nichts und sind ein Greuel mit ihrem Wesen.“

Dem Löwenwirt war ein Söhnlein geboren worden, und heute hatte er seine guten Freunde zur Kindtaufe eingeladen. Da waren nebst dem evangelischen Pfarrer der Bürgermeister Stauch, der Kaufmann Benz und der Schneidermeister Gramlich. Auch Ehrlichs und seine Schwiegereltern waren eingeladen. Nach dem Mittagsmahl saß man in der großen Wohnstube beim Glas Bier, rauchte dabei sein Pfeifchen und unterhielt sich. „Das sind doch ganz wunderbare Dinge, die man jetzt von Frankreich erzählt“, fing der Bürgermeister an. „Gestern kam hier ein Reisender durch, der, während seine Pässe revidiert wurden, erzählte, die Franzosen hätten ihren König über die Klinge springen lassen und die Republik erklärt.“

„Das wird doch nicht wahr sein“, sagte verwundert der Kaufmann Benz; „sie werden sich doch nicht so weit vergreifen an ihrem Landesoberhaupt!“

„Mich wundert's nicht", sagte Ehrlich. „Als ich noch in Paris arbeitete, sah's schon gefährlich genug aus. Von Achtung gegen den König war schon damals keine Rede."

„Nun, es geschieht dem Schwächling recht", versetzte Schneider Gramlich. „Wenn man das arme Volk zu arg schindet, muß es sich endlich zur Wehr setzen. Es wird anderen gekrönten Häuptern auch nicht besser gehen. Schändlich ist's, daß sich diese Herren anmaßen, über andere zu herrschen, als ob die Welt bloß um ihretwillen da wäre. Freiheit und Gleichheit muß unter den Menschen sein."

„Ja, aber Regierung muß doch sein", erwiederte der Kaufmann Benz und blies eine blaue Rauchwolke in die Luft; „sonst ging ja alles zu Grund".

„Ach, was Regierung! Das Volk kann sich selbst regieren", antwortete Gramlich. „Lange genug haben diese Herren das Volk ausgesogen. Es wird schon noch anders kommen, auch in Deutschland."

„Ich hoffe nicht, daß es so kommt wie in Frankreich", fiehl hier der alte Bohn ein.

„Gott gebe, daß unser deutsches Volk seiner ihr von Gottes Gnaden gesetzten Obrigkeit nie die Treue bricht", sprach hier der Pfarrer.

„Verzeihen Sie, Herr Pfarrer, 'von Gottes Gnaden', das ist auch so ein alter Zopf, der in die Rumpelkammer gehört", erwiederte Schneider Gramlich. „Die Kerle haben sich die Herrschaft angemaßt, und nun soll man von ihrer Tyrannei noch sagen: 'Von Gottes Gnaden'!"

„Die Franzosen sind Hitzköpfe", meinte der Bürgermeister, „und ich hab' mein Lebtag nicht viel Gutes von ihnen gehört. Dazu mögen sie uns Deutsche nicht leiden und möchten lieber heute wie morgen in

unsere schöne Pfalz einfallen und rauben und morden. Ich versehe mir nichts Gutes von diesem Gesindel."

„Sie sind die aufgeklärteste Nation der Welt, und wir Deutschen können ihnen in der Kunst und Wissenschaft nicht das Wasser bieten", meinte Gramlich.

„Von Kunst und Wissenschaft weiß ich nicht viel; aber das weiß ich, daß ein Volk, das seinem König die Treue bricht und ihn hinrichtet, ein gottloses Volk ist", erwiderte Meister Bohl.

„Ich will hoffen, unser deutsches Volk bleibt bei seiner Frömmigkeit, wenn es auch etwas weniger Kunst und Wissenschaft treibt", meinte der Pfarrer.

„Die Franzosen sind uns weit voraus an Bildung; wir Deutsche kommen wie gewöhnlich erst hinten drein", meinte der Schneider.

„Aber ich begreife nicht", antwortete der Pfarrer, „wie ein Deutscher und vornehmlich ein Pfälzer so für Frankreich schwärmen kann. Etwas über hundert Jahre sind's her, da haben die Franzosen hier herum gehaust, noch schlimmer als die Türken. Aus reinem Uebermut fielen sie damals über unser armes Land her und haben es in eine Wüstenei verwandelt. Vom Drachenfels bis Heidelberg blieb keine Stadt verschont. Das arme Volk wurde gezwungen, seine eigenen Städte und Festungen zu zerstören. Damals ist auch Heidelberg mit seinem prächtigen Schloß zerstört worden. Die Bürger flüchteten sich in die Heilige-Geist-Kirche. Die Mordbrenner umringten das Gebäude, verschlossen die Eingänge, steckten es in Brand und ergötzten sich an dem Jammergeschrei des armen Volkes. Das sollten wir noch nicht vergessen haben. Und gar noch ein evangelischer Pfälzer! Daß der für die Franzosen ein warmes Herz haben kann, begreife ich erst recht nicht", fügte der Pfarrer mit etwas Wärme hinzu. „Hat man denn vergessen, wie

diese jetzt so aufgeklärt sein wollende Nation damals unsere evangelischen Glaubensbrüder mit Gewalt in die katholischen Kirchen trieb, sie prügelte und ihnen eine Hostie in den Mund stopfte, als hätten sie das heilige Abendmahl nach römischer Weise empfangen? Damals haben sie auch hier herum gehaust wie das unvernünftige Vieh."

„Ja", versetzte der Bürgermeister, „mein Großvater hat mir oft davon erzählt, und auch daß sie im Dom zu Speyer sogar die Gebeine unserer deutschen Kaiser aus ihrer Gruft gerissen und deren Asche in den Rhein geworfen haben. Auch die Gräber unserer Kurfürsten wurden geschändet."

„Das war vor hundert Jahren", meinte Gramlich. „Heute wäre so etwas nicht mehr möglich."

„Was"? erwiederte Benz. „Sie sind heute noch kein Haar besser."

„Nun wollen wir noch eins trinken auf das Wohl meines jungen Erben", rief hier der Löwenwirt dazwischen, als er merkte, daß die Unterredung etwas heiß wurde, und schenkte seinen Gästen wieder frisch ein. „Was kümmern uns die Franzosen? Laß die machen, was sie wollen, und wir machen, was wir wollen."

„Ist schon recht", meinte Ehrlich; „aber der unruhige, böse Geist dringt auch zu uns herüber. Er kümmert sich nicht um Staatsgrenzen. Gedanken sind zollfrei."

„Ja", fiel der Bürgermeister ein und setzte seinen leeren Schoppen auf den Tisch, „mancher bringt von Frankreich einen ganzen Wust von freisinnigen Ideen mit herüber, sonderlich die heimkehrenden Handwerksburschen, und die fallen auch hier bei manchem auf fruchtbaren Boden. Mir graut's, wenn ich an die Ernte denke, die aus dieser Saat erwachsen wird."

„Ich hab' seiner Zeit in Paris genug gesehen und gehört", sprach Ehrlich und stopfte sich eine frische Pfeife; „das nimmt fürwahr kein gutes Ende".

„Traurig genug sind die Aussichten", meinte der alte Bohl; „aber ich werd's hoffentlich nicht mehr erleben."

„Nun, meine Herren", sprach der Pfarrer, „mag kommen, was will, Gott sitzt immer noch im Regiment. Man sagt im Sprichwort: 'Der alte Gott lebt noch', und der wird auch den großmäuligen Franzosen noch Zaum und Gebiß ins Maul legen."

Es war spät geworden; man wünschte dem Löwenwirt Glück und Segen zu seinem Söhnlein, bot sich freundlich gute Nacht und ging heim.

Es war eine unruhige Zeit. Es gärte gewaltig in allen Landen. Von Frankreich herüber drangen die schauerlichsten Gerüchte. Eine wahre Schreckensherrschaft lag auf dem unglücklichen Land. Das unschuldige Blut, das man vor hundert Jahren stromweise in der Pfalz vergossen hatte, schrie zum Himmel um Rache. Unter dem Schein der Republik wurde die scheußlichste Tyrannei ausgeübt. Das Blut floß wieder in Strömen und diesmal im eigenen Lande. Tausende wurden enthauptet ohne ordentliches Gerichtsverfahren. Die christliche Religion schaffte man durch förmlichen Beschluß ab, und die Vernunft wurde als Göttin zur Verehrung aufgestellt. Alle Werke der Kunst, die irgendwie an die Monarchie erinnerten, wurden demoliert, die Kirchen entweiht, die Gräber der Könige geplündert und deren Gebeine in den Kot geworfen.

Auch in Deutschland gab es solche, die sich freuten über die Schreckensherrschaft in Frankreich und nur darauf warteten, daß es in Deutschland auch losgehen sollte. Auch in Mosbach spukte es in einigen

Köpfen. Da kam eines Abends der evangelische Pfarrer, um den alten Bohl zu besuchen, der mittlerweile recht schwach und elend geworden war.

„Nun, alter Freund, wie geht's heute?“ redete er den im Lehnstuhl Sitzenden an.

„Nicht besonders gut, Herr Pfarrer; die schwühle Luft der letzten Tage hat mir viel zu schaffen gemacht. Mir geht oft schier der Atem aus.“

„Hoffentlich wird Ihnen die kühlere Nacht Linderung bringen.“

„Ich weiß nicht, bei mir sind Tag und Nacht fast gleich. Schlafen kann ich wenig; die Engbrüstigkeit läßt mich nicht zur Ruhe kommen.“

„Vielleicht wird's im Herbst besser.“

„Mag sein, aber ich hab' wenig Hoffnung. Es ist mir auch gar nicht viel drum zu thun. Bei diesen unruhigen Zeiten, ist es für uns Alte wohl am besten, wenn uns Gott heim nimmt. Ich ahne, daß ein Sturm im Anzug ist, und hoffe nur, daß mich Gott zur Ruhe nimmt, ehe er losbricht.“

„Ja, ja“, meinte der Pfarrer und rückte dem Kranken etwas näher, „gut sind die Aussichten nicht. Der französische Unglaube hat auch unser Volk angesteckt. Da las ich neulich, die Franzosen hätten von Staatswegen den lieben Gott abgeschafft und die Vernunft an seiner Statt zur Verehrung aufgestellt. Da stehen einem ja die Haare zu Berge.“

„An diesem Volk geht der Spruch in Erfüllung: 'Die Thoren sprechen in ihrem Herzen: Es ist kein Gott'“, sprach Bohl.

„Und auch der andere: 'Da sie sich für weise hielten, sind sie zu Narren geworden'“, fügte der Pfarrer hinzu.

„Mir ahnt, unser Deutschland wird es noch teuer bezahlen müssen, daß es mit dem gottlosen Franzosen-

volk liebäugelt“, meinte Bohl und setzte sich seine Zipfelmütze zurecht. „Es stehet geschrieben: ‘Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten; was der Mensch säet, das wird er auch ernten.’“

„Wenn die Ernte bei uns ist wie die drüben, wird’s schlimm genug. Da fließt das Blut wie Wasser“, bemerkte der Pfarrer. „Diese Philosophen, die alle übernatürliche Wahrheit wegdemonstrieren, die sich einbilden, bewiesen zu haben, es gebe keine Seele, keinen Gott und keine Ewigkeit, haben Wind gesät, und nun wird Sturm geerntet. Sie haben das Volk gelehrt, der Mensch sei nur eine höhere Gattung von Vieh; was wunder, wenn sie sich nun auch wie das Vieh zerfleischen?“

„Ich glaube, das Ende der Welt kann nicht mehr ferne sein; denn alle Mächte der Finsternis scheinen losgelassen zu sein“, seufzte Bohl. „Gott erbarme sich seiner armen Christenheit und unseres lieben Vaterlandes! Ich fühle es, Herr Pfarrer, daß ich nicht mehr lange zu leben habe, und es thut mir auch gar nicht leid. Nur um meine Kinder bin ich besorgt. Ihr wißt, daß mein Schwiegersohn ein grundehrlicher Mensch und ein fleißiger Arbeiter ist. Aber in der Religion ist er nicht sattelfest. Ich fürchte, das Gift des Unglaubens hat ihn angesteckt.“

„Und doch“, entgegnete der Pfarrer, „kann er manchmal recht nachdenklich werden, wenn man mit ihm redet übers Christentum. Ein Spötter ist er jedenfalls nicht.“

„Nein, das will ich auch nicht sagen; aber er ist viel zu gleichgiltig in geistlichen Dingen, und ich weiß, daß auch meiner Christine oft das Herz recht schwer wird darüber. Sie ist ein kindlich frommes Gemüt und liebt ihren Mann, wie nur ein treues Weib ihren Mann lieben kann. Aber das macht ihr Sorge, daß

der Hannes so gar keinen Eifer zeigt für Gottes Wort."

„Nun", erwiderte der Geistliche und strich sich dabei den Bart, „auch sein Herz ist in Gottes Hand. Gott wird ihn schon noch zu finden wissen."

„Ja", meinte Bohl, „der alte Gott lebt noch, wenn ihn auch die Franzosen abgeschafft haben. Das ist mein Trost". Nachdem der Pfarrer noch ein Kapitel gelesen und ein herzliches Gebet gethan, verabschiedete er sich.

Der alte Bohl wurde von Tag zu Tag schwächer, bis es eines Morgens hieß: Er ist heimgegangen. An ihm hatte Gott den Spruch erfüllt: „Die Gerechten werden weggerafft vor dem Unglück." Diese Schriftstelle wählte sich der Geistliche auch zum Leichentext.

Kapitel 5.—Die Kriegsfackel.

„Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein,
Ob sie wie gier'ge Raben sich heiser darnach schrein.
So lang er ruhig wallend sein grünes Kleid noch trägt,
So lang ein Ruder schallend an seine Wogen schlägt."

Die Ahnungen des greisen Bohl sollten bald genug in Erfüllung gehen. In 1795 und 1796 zogen die Franzosen auf ihrem Feldzug gegen Oestreich durch Schwaben und Bayern. Da mußte die arme Pfalz wieder herhalten. O wie oft ist doch ihr Boden schon mit Blut getränkt worden! Nach der Ermordung Ludwigs XVI. in 1793 schlossen fast alle europäischen Mächte, darunter auch das deutsche Reich, Preußen und Oestreich ein Bündnis gegen Frankreich. Zuerst war der Kriegsschauplatz der untere Rhein, Holland und Belgien. Doch wurde bald auch in die mittlere

und obere Rheingegend die Kriegsfackel geworfen. Mit wechselndem Glück kämpften die Verbündeten gegen die Franzosen, bis endlich Preußen, des Kampfes müde, in 1795 mit Frankreich Frieden schloß. Dadurch wurde der Krieg von jetzt an fast ganz auf Süddeutschland beschränkt. In 1795 überschritten die Franzosen bei Mannheim den Rhein und besetzten die Stadt. Der östreichische General Wurmser kam den Bedrängten zu Hilfe, schlug die Franzosen unter Jourdan und jagte sie wieder über den Rhein. Doch sie blieben nicht, sondern rückten in zwei Heeren zu gleicher Zeit in die untere und obere Rheingegend. Am 15. Juni 1796 schlug Erzherzog Karl die Franzosen bei Wetzlar und warf sie wieder über den Rhein zurück; aber am 24. desselben Monats überschritt die zweite französische Armee unter Moreau bei Kehl den Rheinstrom und trieb die erschrockenen Deutschen unter Erzherzog Karl durch die am 9. Juli gelieferte Schlacht bei Malsch zurück bis Pforzheim. Nun erkauften sich die erschrockenen deutschen Fürsten mit allerlei Kriegskontribution einen schmählichen Frieden. Markgraf Karl Friedrich von Baden zahlte an Moreau 2 Millionen Kriegssteuer, lieferte 1000 Pferde, 500 Ochsen, 25 Centner Frucht, 12,000 Säcke Hafer, 50,000 Centner Heu, 25,000 Paar Schuhe und verzichtete auf 14 Quadratmeilen seines Gebiets jenseits des Rheins. Durch dieses immerwährende Hin- und Herziehen der feindlichen Heere wurde die arme Pfalz, dieser Garten Gottes, fast in eine Wüstenei verwandelt. Die Saatfelder wurden unter den Hufen der Reiterei zerstampft und Obstgärten und Weinberge geplündert und zerstört. Durch die fortwährenden Einquartierungen und Kontributionen wurde das arme Volk bis aufs Blut ausgesogen. Handel und Gewerbe lagen darnieder. Der Landmann hatte

wenig Lust zu säen, da er ja nicht wußte, ob er auch ernten dürfe.

Auch in Mosbach spürte man recht empfindlich den Druck der schlechten Zeiten. Die Stadt hatte zum öfteren Einquartierung bekommen, und die Soldaten waren nicht selten grobe Flegel, die mit Gewalt nahmen, was man ihnen nicht gutwillig gab. Eines Tages im Juli kurz nach jener unglücklichen Schlacht bei Malsch kam der Schneidermeister Gramlich zum Bürgermeister gelaufen in der größten Aufregung und schrie:

„Herr Bürgermeister, ist denn gar nichts zu thun gegen dieses unverschämte Soldatenvolk? Schon drei Tage lang haben wir das Haus voll, und das ist nun schon das wievielste Mal seit zwei Jahren. Mein armes Weib kann den ganzen Tag nichts thun als kochen und backen. Ja, und wenn die Unmenschen noch damit zufrieden wären. Ueber alles schimpfen sie und drohen mit Schlägen, wenn ihnen nicht alles zu Willen steht. Wenn die Sache nicht bald anders wird, kommen wir noch an den Bettelstab oder es giebt Mord und Totschlag."

„Ja, mein Lieber", erwiderte der Bürgermeister, „da kann ich nicht helfen. Gewalt geht jetzt vor Recht. Das sind eben deine gebildeten, aufgeklärten Franzosen. Du wirst wohl thun müssen wie wir alle: zum bösen Spiel gute Miene machen. Unsern Anteil an der Kriegssteuer müssen wir auch noch zahlen."

„Nein, wenn doch der Teufel die ganze Sippschaft holte!" schrie Gramlich. „Die sind ja noch unvernünftiger wie's Vieh."

„Wie lange ist's her", erwiderte der Bürgermeister, „da meintest du, die Franzosen seien das gebildetste Volk der Welt!"

„Schweig, ich war ein Esel. Von Bildung ist

gar keine Rede bei diesem Gesindel. Nicht einmal die Ehre unserer Frauen ist sicher vor diesem Lumpenpack."

„Das sind eben die Leute, die sich emanzipiert haben von den Fesseln des christlichen Glaubens und nun frei geworden sind", sagte spöttisch der Bürgermeister.

„Schweig mir mit solcher Freiheit, und sage mir lieber, wie ich die Unholde los werde."

„Das kann ich dir leider nicht sagen. Wir sind machtlos, sonderlich jetzt, da Erzherzog Karl sich zurückzieht und unsere Fürsten den Mut und auch den Kopf verloren haben. Wir müssen uns ruhig das Fell über die Ohren ziehen lassen und am Ende noch froh sein, daß man uns den Kopf läßt."

„Nein, da möchte man ein Narr werden!" schrie der Schneidermeister und lief davon.

„Wenn man nicht schon einer ist", rief ihm der Bürgermeister nach.

Es war aber auch wirklich zum Verzweifeln. Nicht nur in den Städten spürte man die eiserne Faust des Krieges, sondern auch auf dem Lande nahm die Not überhand. Der alte Ehrlich kam in die Stadt zu seinem Sohne und klagte sein Elend. Fast all sein Vieh hatten ihm die Soldaten geraubt, und die Kontributionen an Getreide und Heu leerten Scheune und Fruchtkammer. Eine einzige Kuh war ihm noch geblieben und zwei magere Gäule. Den ganzen Sommer hindurch stand man in Angst vor dem immer näher rückenden Feind, und als endlich die Deutschen bei Malsch geschlagen wurden, da waren vollends die armen Bauern besorgt um ihre Habe, ja um ihr Leben. Manche flohen in die Stadt, weil sie dachten, da fände man noch eher Schutz gegen die Mißhandlungen der Feinde. Darunter war auch der alte Ehrlich und sein

Weib. Fritz, der sich inzwischen verheiratet hatte, blieb auf dem Hof.

So kam der Winter mit all seiner Not. War es im Sommer schon schlimm genug, so war es jetzt gar nicht zum Aushalten. Die Franzosen sogen das Land aus bis aufs Mark. Es mag Ende Januar 1797 gewesen sein, da trat eines Tages der junge Wagenmacher Ehrlich in die Amtsstube des Bürgermeisters, und nach freundlichem Gruß frug ihn dieser: „Nun Meister, was bringt Euch heute zu mir?"

„Eine ganz besondere Angelegenheit, Herr Bürgermeister."

„Und was wäre das?"

„Ich bin in Verlegenheit. Mein Geschäft geht schon seit geraumer Zeit nicht mehr wie früher. Die hohen Abgaben sind fast nicht mehr zu erschwingen. Ich muß Schulden machen. Seit dieser schreckliche Krieg um uns her haust, ist auch gar kein Auskommen mehr. Wie Sie wissen, ist Christine letzten Sommer vor lauter Angst krank geworden, als es hieß, die Franzosen würden die Stadt abbrennen nach der unglücklichen Schlacht bei Malsch. Die Schinderei mit dem Einquartieren kam auch noch dazu, so daß ich mir gar nicht mehr zu helfen weiß. Ich muß Geld aufnehmen auf unser Eigentum und wollte Sie fragen, ob Sies mir verschaffen oder am Ende selbst leihen könnten?"

„Das thut mir wirklich leid; aber es geht uns allen nicht viel besser. Diese erdrückende Kriegssteuer bringt noch das ganze Land an den Bettelstab. Ich habe zwar nicht viel übrig, Ehrlich, aber hundert Gulden könnte ich wohl auftreiben, wenn Euch damit gedient ist."

„Ja, damit müssen wir uns behelfen; vielleicht geht's nächstes Jahr besser."

„Wir wollen's hoffen. Das Geld schaffe ich Euch morgen", sagte der Bürgermeister, und Ehrlich verabschiedete sich.

Kapitel 6.—Ich gehe nach Amerika.

„Es ist bestimmt in Gottes Rat,
Daß man vom Liebsten, was man hat,
Muß scheiden."

So ging das Jahr zu Ende; aber die Zeiten wurden nicht besser. Es war Januar 1798, da trat Johann Ehrlich wieder in die Amtsstube des Bürgermeisters.

„Guten Morgen, Herr Bürgermeister."

„Guten Morgen, Meister Ehrlich. Was bringen Sie Gutes?"

„Was soll man bei diesen Zeiten Gutes bringen? Ich hab' mit Ach und Krach die Zinsen auf die geliehenen 100 Gulden zusammengebracht; aber am Kapital kann ich jetzt noch nichts abtragen. Ich bitte Sie noch um Geduld bis zum 1. April.

„Nun, Meister, und wenn's auch dann nicht ist, so muß man eben noch länger Geduld haben."

„Nein, länger nicht; am 1. April kriege ich das Geld von meinem verkauften Haus und dann kriegen Sie Ihr Geld."

„Was? Sie haben Ihr Haus verkauft? Und was nun?"

„Ich hab' mich entschlossen, nach Amerika auszuwandern. Zugleich möchte ich Sie bitten, mir die nötigen Papiere zu besorgen."

„Was Sie sagen, Herr Ehrlich! Und wie kommen Sie dazu?"

„Nun, das ist schnell gesagt. Arbeit läßt niemand mehr machen. Und soll ich den ganzen Tag da stehen und dem durchziehenden Soldatenvolk das Fuhrwerk ausbessern für nichts und wieder nichts, dazu habe ich keine Lust. Zudem kommen wir in Schulden; mit der Zeit fressen die Zinsen unser bischen Eigentum auf; unser Erspartes ist jetzt schon draufgegangen. Mein Anwesen hab ich verkauft. Mit dem Erlös kann ich meine Schulden bezahlen, die Reise bestreiten und behalte noch etwas zum Anfang in der neuen Welt. Es ist vor mir schon mancher biedere Pfälzer übers Weltmeer gezogen und hat sich auf amerikanischem Boden ein neues Heim gegründet; es wird für mich auch noch Raum sein. Dieser ewige Krieg nimmt ja doch kein Ende, bis alles verheert und zerstört ist; da ist's besser, man schüttelt den Staub von den Füßen und versucht sein Glück anderswo."

„Thut mir leid, Ehrlich, daß Sie auswandern wollen, aber so ganz kann ich es Ihnen doch nicht verargen. Man möchte vor diesem immerwährenden Trommelgelärm und Kriegsgerassel wirklich auf und davon laufen. Doch überlegen Sie sich's wohl, was es heißt, mit Weib und Kind übers Weltmeer in ein fremdes Land ziehen."

„Ich hab' mir's reiflich überlegt; und auch meine Christine ist damit einverstanden. Für unsere Kinder wäre es jedenfalls besser, meinte sie; denn hier brächten wir's doch unsere Lebtage zu nichts."

„Nun, dann kommen Sie in zwei Wochen wieder; bis dahin will ich alles in Ordnung haben. Wie wollen Sie reisen?"

„Ich denke, am billigsten ist die Reise den Rhein

hinunter bis nach Rotterdamm und von dort per Segelschiff nach Baltimore“, meinte Ehrlich.

„Gut, ich will alles besorgen.“

Ehrlich bot ihm die Hand und ging.

Der Entschluß war also gefaßt. Sie wollten der alten Heimat Lebewohl sagen und ihr Heil in der neuen Welt suchen. Dahin, wo vor nunmehr 90 Jahren so viele ihrer pfälzischen Landsleute ein Unterkommen gefunden hatten, stand ihr Sinn. Freilich hatten sie keinen Begriff, welche Entbehrungen ihnen bevorstanden. Sie waren in ihren besten Jahren und glaubten sich jeder Anstrengung gewachsen. Sie wollten ja gern arbeiten, und dem Fleißigen winkt überall das Glück. Die Drangsale der unruhigen Kriegsjahre hatten sie entmutigt, daß sie sich sehnten nach einem Lande, wo sie ungestört sich nähren und die Frucht ihres Fleißes genießen konnten.

Es war Mitte Januar 1798. Im Frühjahr sollte die Reise angehen, und nun gab es allerlei zu besorgen. Besonders Christine hatte viel zu thun. Ihre drei Kinder, Philipp, Marie und Jakob waren im Alter von je fünf, drei und anderthalb Jahren, kern gesund, und besonders die beiden ältesten freuten sich auf die Reise. Bis Kleider und Wäsche, Bettzeug und was sonst nötig besorgt war, blieb der fleißigen Hausfrau wenig Zeit übrig. Es mußte auch Proviant eingelegt werden; denn auf den Segelschiffen mußte jede Familie sich selbst beköstigen. Haus und Hof waren bereits verkauft und mußten am 1. April geräumt werden. Für Gegenstände, die sich nicht gut mitnehmen ließen, fanden sich willige Abnehmer; was nicht verkauft werden konnte, wurde verschenkt. Einen ordentlichen Sack getrockneter Nudeln und einen andern mit dürren Zwetschen und „Hutzeln“, auch ge=

räucherte Würste und Zwieback hatte sich die besorgte Hausfrau eingelegt.

Eines Abends — es war gerade Samstag — saßen die Eheleute in der Wohnstube beisammen; die Kinder schliefen, Christine nähte an einem Hemdchen für das Kleinste, und ihr Mann saß am Ofen und rauchte seine lange Pfeife.

„Hannes, morgen ist Sonntag; willst du nicht auch mit zur Kirche?“ redete ihn seine Frau freundlich an. Er war all die Jahre selten zur Kirche gegangen. Als der kleine Jakob getauft wurde, das war sein letzter Kirchgang gewesen. Er sah es scheinbar gerne, daß Weib und Kinder gingen; aber für sich selbst fühlte er kein Bedürfnis darnach. Oft hatte ihn Christine darum gebeten, und immer fand er eine Entschuldigung, so daß sie endlich ihn auch gar nicht mehr darum bat. Sie wurde es mit der Zeit gewohnt, allein zum Gotteshaus zu gehen, ob wohl sie manchmal im Stillen darüber seufzte.

„Wer weiß“, fügte sie jetzt mit etwas bewegter Stimme hinzu, „ob wir in Amerika auch eine Kirche finden werden?“

„Nun, meinetwegen“, erwiderte er etwas gleichgiltig. „Ich bin lange nicht mehr in der Kirche gewesen; kann auch wieder einmal mitgehen.“

Am nächsten Morgen saß er auch wirklich neben seiner Christine auf der Kirchbank. Schon das Eingangslied, welches er aufschlug und las, interessierte ihn mehr als gewöhnlich. Unwillkürlich stieg die einsame Wildnis, in die er jetzt bald mit den Seinen ziehen wollte, vor seinem Geiste auf. Da gab's wohl keine schöne Kirchen. Das alte ehrwürdige Gotteshaus war doch ein Prachtbau! Durch das hohe Gewölbe vom Chor her tönte majestätisch feierlich die Orgel wie das Brausen des Meeres, dem er sich jetzt

mit Weib und Kind anvertrauen wollte. Es ist doch etwas Eigenes um ein gutes kirchliches Orgelspiel, und der Schullehrer war ein Meister auf dem Instrument. Es war Geist und Leben in seinem Spiel. Es war Musik in seiner Seele; darum war auch Seele in seiner Musik. Unter seinen Händen wurde das Instrument lebendig. Da war nichts schablonenmäßig Auswendiggelerntes, sondern er spielte von Herzen. So majestätisch rauschte die Tonfülle durch den mächtigen Dom wie die Windsbraut beim Horeb, als der Allmächtige an Elias vorüberging und die Erde bebte und die Felsen zersprangen. Wie der Donner auf Sinai so verkündigten die vollen Griffe der Harmonie die Herrlichkeit und Heiligkeit des Herrn. „Heilig, heilig, heilig ist der Herr, unser Gott, und alle Lande sind seiner Ehre voll“, schien die Orgel zu predigen, und: „Ich der Herr, dein Gott, bin ein eifriger Gott, der über die, so mich hassen, die Sünden der Väter heimsuchet an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied“ das war das Thema ihrer gewaltigen Rede. Und dann konnte sie wie ein „sanftes, stilles Sausen“ dem erschrockenen Herzen die Liebe und Barmherzigkeit Gottes, der nicht will den Tod des Sünders, verkündigen. Da zerschmolz die Eisdecke, und das Wasser des Lebens fing an zu fließen. Hatten vorher die gewaltigen Töne den Sünder bis ins innerste Mark hinein erschüttert, so rührte ihn jetzt die liebliche Melodie zu Thränen. Solch ein Spiel ist keine bloße Kunst, sondern eine heilige Kunst — eine Gottesgabe. Man spürte es, das waren die Gefühle eines demütigen und gläubigen Christenherzens.

Es war der zweite Sonntag nach Epiphanias. Zum Eingang sang man:

„Fang dein Werk mit Jesu an;
Jesus hat's in Händen.
Jesum ruf zum Beistand an;
Jesus wird's wohl enden.
Steh mit Jesu morgens auf!
Geh mit Jesu schlafen;
Führ mit Jesu deinen Lauf;
Lasse Jesum schaffen!“

Johann Ehrlich sang andächtig mit. Sein Gewissen sagte ihm, er habe schon manches Werk ohne Jesum angefangen. Er hatte auf sich selbst vertraut, hatte den Beistand Gottes gar nicht begehrt, noch viel weniger darum gebeten. Vielleicht war ihm auch gerade deswegen so manches mißraten. Er war ohne Jesum aufgestanden und hatte sich ohne Jesum schlafen gelegt; denn wenn er auch ruhig und scheinbar andächtig zuhörte, wenn Christine den Abendsegen las, sein Herz war nicht dabei. Und nun wollte er wieder ein neues Werk anfangen. Und welch eins! Wer weiß, was ihm in der neuen Welt alles bevorstand, mit was für Menschen er zusammenstoßen würde?

„Wenn dein Jesus mit dir ist,
Laß die Feinde wüten;
Er wird dich vor ihrer List
Schützen und behüten.
Setz nur das Vertrauen dein
In sein' Allmachtshände,
Und glaub sicher, daß allein
Er dein Unglück wende.“

Das Singen wurde ihm schwerer. Er mußte sich öfters räuspern. „Ja“, dachte er, „w e n n !“ Wird er aber auch jetzt mit mir sein? Konnte er überhaupt sagen: „D e i n Jesus?“ So lange hatte er von dem Heilande nichts wissen wollen; hätte der Heiland nun nicht alle Ursache, zu sagen: Jetzt will ich auch von dir nichts wissen? Bist du hier ohne mich fertig

geworden, so sieh zu, wie du auch in der neuen Welt ohne mich fertig wirst. Man sang weiter:

„Wenn dann deine Sach' also
Mit Gott angefangen,
Ei, so hat es keine Not,
Wirst den Zweck erlangen.
Es wird folgen Glück und Heil
Hier in diesem Leben;
Endlich wird dir Gott dein Teil
Auch im Himmel geben."

Hatte er diese Sache mit Gott angefangen? Hatte er auch nur einmal daran gedacht, Gott um Rat und Beistand anzurufen? Aber konnte er's denn nicht jetzt noch? Fast rang es sich wie ein Seufzer aus seiner Brust, wenn er im fünften Vers mit sang:

„Nun, Herr Jesu, all' mein Sach'
Sei dir übergeben;
Es nach deinem Willen mach
Auch im Tod und Leben!
All mein Werk greif ich jetzt an,
Jesu, in dein'm Namen;
Laß es doch sein wohlgethan!
Ich sprech' darauf: Amen!"

Er fürchtete sich fast, sein neben ihm sitzendes Weib hätte etwas gemerkt an ihm, und war eigentlich froh, als das Lied zu Ende war.

Nach dem kurzen Altargottesdienst trat der Pfarrer auf die Kanzel, verlas das Evangelium von der Hochzeit zu Kana und hielt darüber eine einfache, aber echt evangelische Predigt. Sein Thema lautete: „Zwei höchst wichtige Fragen von der Ehe." Als die erste Frage stellte er auf: „Wie kommt man zu einer glücklichen Ehe?" Da führte er nun aus, erstlich müsse man über diesen Stand recht denken: man müsse ihn halten für eine göttliche Stiftung,

was ja auch deutlich aus Gottes Wort zu ersehen sei. Gott selbst habe noch im Paradies die Ehe eingesetzt. Sie sei also, so zu sagen, noch ein köstliches Gut, welches der Mensch aus dem Schiffbruch des Sündenfalls gerettet habe. Jesus selbst sei ja auch im Ehestand geboren, obwohl vom Heiligen Geist empfangen, und habe diesen Stand durch sein Wort geheiliget. Auch sei er ja, wie das Evangelium erzähle, selbst ein Gast gewesen auf der Hochzeit seiner Freunde und habe damit seinen Wohlgefallen an diesem Stande bezeuget. Die Ehe sei darum ganz gewiß ein heiliger und Gott gefälliger Stand. Wenn es nun zu einer glücklichen Ehe kommen solle, so müsse man dieselbe auch in rechter Weise antreten. Schon vor der Hochzeit müsse man sich den Heiland zum Ratgeber wählen, unter fleißigem Gebet und mit elterlichem Segen sich den Gatten suchen, und dann, wenn alles mit Ehren und christlich zugegangen und sich die Herzen durch ihn und nach seiner Leitung gefunden hätten, dürfe man ihn auch zu Gaste auf die Hochzeit laden.

Als zweite wichtige Frage stellte der Pastor auf: „Wie erhält man sich eine glückliche Ehe?“ Da müsse man zuerst in der Not Jesum um Beistand anrufen. Ohne Kreuz könne es in diesem Stande nicht abgehen. Der Ehestand sei um der Sünde willen ein Wehestand. Aber wie Jesus hier in Kana der Not und Verlegenheit seiner Freunde abhalf, so thue er's jetzt noch bei allen, die ihm ihre Not klagen. Dann müsse man sich aber auch von ihm demütig zurechtweisen lassen wie Maria, und müsse geduldig warten, bis seine Stunde komme, und dieweil gehorsam seine Befehle ausrichten. „Was er euch saget, das thut.“ Jesus gebe in der Regel den besten Wein zuletzt. Erst lasse er uns den Leidenskelch trinken;

aber endlich reiche er uns auch den Freudenbecher der himmlischen Seligkeit.

So hatte Johann Ehrlich noch nie eine Predigt ergriffen. Er war ordentlich überrascht, als der Prediger Amen sagte. Er hätte ihm können noch eine Stunde zuhören. Hatte denn der Pfarrer heute die Predigt für ihn gemacht? Das konnte nicht sein; denn woher konnte er wissen, daß er gerade heute in die Kirche kam? Waren denn die Predigten des Pfarrers immer so anziehend? Er hatte es nie so gemerkt. Ach, da hatte er ja sehr viel versäumt in all diesen Jahren. Wie schade, daß er erst jetzt dahinter kam, wie schön und ergreifend der alte Herr die Schrift auslegte. Nun da er eben im Begriff stand, seine Vaterstadt und sein Vaterland zu verlassen und in das wilde Land zu gehen, jetzt erst merkte er, was er an seiner Kirche und an seinem Pfarrer gehabt hatte. Er schämte und ärgerte sich über seinen Leichtsinn. Sein Gewissen wachte auf. Unwillkürlich seufzte er: „Herr, vergieb mir meine Thorheit, und entziehe mir deinen Segen nicht!" Ja, er hatte eine glückliche Ehe; aber das war allein Gottes Gnade und nicht sein eigen Verdienst. Ja, Not und Elend würden gewiß kommen; wenn ihn nur Gott im gerechten Zorn nicht von sich stieße, er wollte gewiß ein anderes Leben anfangen.

Aus Herzensgrund stimmte er nun ein in das Schlußlied:

„Wer nur den lieben Gott läßt walten
Und hoffet auf ihn allezeit,
Den wird er wunderbar erhalten
In aller Not und Traurigkeit.
Wer Gott dem Allerhöchsten, traut,
Der hat auf keinen Sand gebaut."

Still und in sich gekehrt ging er nach beendigtem Gottesdienst neben seinem Weibe her, bis sie heim kamen. Sie mochte wohl gemerkt haben, daß in ihm etwas vorging; aber sie schwieg stille und dachte bei sich selbst: Ich will unsern Herr=Gott nicht stören, wenn er mit meinem Mann redet. Von dem Sonntag an besuchte er jeden Gottesdienst, bis sie aufbrachen zur Reise.

So kam denn endlich der 1. April. Die letzten Tage brachten sie bei den Eltern auf dem Bauernhof zu. Die alten Ehrlichs waren, als die schlimmste Unruhe des Krieges vorüber war, wieder zu ihrem Sohn auf den Hof gezogen. Sie sahen es höchst ungern, daß ihre Kinder in die weite Welt zogen, und meinten, sie hätten auch in Mosbach noch ihr Brot verdienen können. Es fange ja jetzt an etwas ruhiger zu werden im Lande. Zudem stünde doch in der Schrift geschrieben: „Bleibe im Lande, und nähre dich redlich." Es kam ihnen deswegen immer vor wie ein sträflicher Leichtsinn, daß ihr Sohn mit Weib und Kind in die Wildnis wollte. Doch Einsprache hatte nichts genützt.

„Nun denn", meinte der Vater, „wenn ihr absolut fort wollt, kann ich euch nicht halten; aber leicht geht mir's nicht, euch ziehen zu lassen. Ihr werdet noch manchmal an mich denken. Ich bin unschuldig an eurem etwaigen Unglück."

„Nun, Vater", meinte Johann, „so schlimm wird's auch in Amerika nicht sein. Andere Leute sind ja auch hingegangen und haben ihr Auskommen. Einige Jahre mag's ja freilich etwas hart gehen; aber man kommt doch schließlich zum eigenen Heim."

„Das habt ihr hier auch gehabt. Die paar Thaler Schulden hättet ihr wieder abtragen können."

„Ja, aber für die Kinder ist es doch besser; hier

kommt man doch nicht so weit, daß man ihnen etwas Ordentliches hinterlassen kann."

„Ja, die Kinder! Um die bin ich am allermeisten besorgt; was aus denen wohl wird in dem wildfremden Land? Die werden wohl aufwachsen wie die Heiden."

„Da laßt uns für sorgen. Uebrigens hast du ja so oft schon gesagt: 'Der alte Gott lebt noch', und der wird auch in Amerika sein."

„Das ist auch mein einziger Trost", entgegnete der Alte, „wenn ich an euer Weggehen denke".

Einige Tage vor der Abreise gingen sie noch in die Stadt um sich von ihren Freunden zu verabschieden. Der Pfarrer gab ihnen zum Andenken ein Exemplar von Johann Arndts wahrem Christentum mit. Mit bewegtem Herzen ermahnte er sie, doch ja ihrer lutherischen Kirche treu zu bleiben und die christliche Erziehung ihrer Kinder nicht zu vernachlässigen. „Es sollte mir sehr leid thun", setzte er hinzu, „wenn euch das Schicksal in eine Gegend verschlagen würde, wo weder Kirche noch Schule ist. Aus den 'Hallischen Nachrichten' ersehe ich, daß im Staate Pennsylvanien eine ganze Anzahl evangelisch-lutherischer Gemeinden entstanden sind. Der von Halle ausgesandte Heinrich Melchior Mühlenberg hat viel gethan, diese Gemeinden zu bedienen und mit treuen Seelsorgern zu besetzen. Vielleicht schickt es sich, daß ihr in einer dieser Gemeinden euch niederlassen könnt."

„Hoffentlich finden wir auch drüben eine Kirche unseres Glaubens. So wie hier werden wir's freilich nicht antreffen. Ich danke Ihnen, Herr Pfarrer, für alles Gute, das Sie an mir und den Meinigen gethan", entgegnete Ehrlich.

Als ihm sein Seelsorger die Hand zum Abschied

bot, wurden doch seine Augen feucht. Christine weinte bitterlich.

„Sei nicht verzagt, mein Kind“, redete sie der Greis an, „Gott wird mit euch sein. Ihr werdet euch auch drüben wieder ein Heim gründen und seinen Segen genießen. Es ist überall Gottes Erde. Der Heiland hat verheißen, bei uns zu sein alle Tage bis an der Welt Ende. Wo auch nur zwei oder drei in seinem Namen beisammen sind, da ist er mitten unter ihnen. Bleibet ihm nur treu und weichet nicht von der Gottesfurcht. Uebrigens ist unser Wallen ja doch nur kurz auf Erden, und wir hoffen uns im Himmel wieder zu sehen.“ So schieden sie mit seinem Segen.

Kapitel 7.—Den Rhein hinunter.

„Morgen muß ich fort von hier
  Und muß Abschied nehmen;
O du allerschönste Zier!
  Scheiden, das bringt Grämen.“

Der Bürgermeister hatte ihnen die Pässe besorgt und für sie einen Akkord mit der Post abgeschlossen für die Fahrt bis Heidelberg. Nach herzlichem Abschied ging man heim, um den nächsten Morgen die Reise anzutreten. Hier war schon alles reisefertig. Den nächsten Morgen brachte sie Fritz samt all ihrem Gepäck auf dem Leiterwagen nach der Stadt. Nach kurzem Aufenthalt im Wirtshaus, wo man noch zum Abschied einen Schoppen Wein trank, wobei es sich der Wirt nicht nehmen ließ, ihnen noch einige Flaschen mit auf den Weg zu geben, ging's per Post weiter, nach Heidelberg zu. Die Reise durchs

jetzige „badische Ländel" war reizend. Wenn man nicht hie und da noch Spuren des letzten Feldzuges gesehen hätte, wär's ein rechtes Paradies gewesen. O wie kann doch der Zorn des Menschen, der nicht thut, was vor Gott recht ist, Gottes schöne Welt so schrecklich verunstalten! Und wie muß oft der Unschuldige leiden, wenn der Ehrgeiz seine Ziele verfolgt!

Nach mehrtägiger Reise kam man eines Abends in der alten Universitätsstadt an. Die Sonne senkte sich schon im Westen und vergoldete mit ihren letzten Strahlen die verfallenen Mauern des Schlosses. Das Heidelberger Schloß ist die großartigste und schönste Ruine in ganz Deutschland. Dreihundert und dreißig Fuß über dem Neckar erhebt es sich auf dem Schloßberg und überblickt die am Fuß des Berges dem Neckar entlang liegende Stadt. Schon am Ende des 13. Jahrhunderts angefangen, wurde es 200 Jahre hernach durch den Kurfürsten Rupert ausgebaut und vergrößert. Im 30jährigen Kriege wurde es stark beschädigt, doch das eigentliche Zerstörungswerk vollbrachten die Franzosen etwa 100 Jahre ehe unser Ehrlich in 1798 nach Heidelberg kam.

Die Universität Heidelberg ist die älteste im deutschen Reich. Sie wurde gegründet in 1356 durch Rupert und hat eine berühmte Bibliothek von 300,000 Bänden. Den nächsten Morgen ging's weiter, den Neckar entlang bis Mannheim. Hier angekommen suchte Ehrlich ein billiges Gasthaus auf, ließ daselbst seine Familie mit dem Gepäck und sah sich um nach einem Schiff, das den Rhein hinunter ging. Auf seinem Gang durch die Stadt konnte er noch überall die Spuren der Belagerung sehen, welche die Stadt drei Jahre vorher hatte ausstehen müssen. 1794 besetzten die Franzosen die Stadt, und das Jahr darauf zogen die Oestreicher mit ihren Geschützen davor

und fingen an sie zu beschießen, daß fast kein Gebäude mehr stehen blieb. Schon in 1689 hatten die Franzosen an der unglücklichen Stadt ihren Mutwillen ausgeübt. So mußte das arme Pfälzervolk leiden, was es nicht verschuldet hatte. Als Ehrlich die Spuren der jüngsten Verwüstung sah, sagte er zu sich selbst: „Sollte man da nicht lieber unter die Wilden gehen, wenn man sieht, wie die Frucht des menschlichen Fleißes unter dem Ehrgeiz der gebildet sein wollenden Völker zu Grunde geht?"

Eine Gelegenheit wurde bald gefunden, und man schiffte sich ein für die Fahrt rheinabwärts. Obwohl die Herzen noch schwer waren vom Abschied und ihnen jetzt immermehr zum Bewußtsein kam, daß sie in die Fremde gingen, als das „Badische Ländel" nach mehrstündiger Fahrt sich ihren Blicken entzog, so ergötzten sie sich doch an dem lieblichen Anblick der mit Reben und Wald bedeckten Berge des Rheinthals. Es war eine reizende Fahrt. Städte und Dörfer, Wälder und Wiesen, Obstgärten und Weinberge wechselten mit einander ab. Hie und da ragte eine alte Raubritterburg auf kahlen Felsen über den noch dunklen Wald hervor. Das Wetter war noch etwas kalt; doch konnte man schon merken, daß es dem Frühling entgegenging. Die Weidenbäume an den Ufern trieben schon ihre „Kätzchen", und die Wiesen hatten bereits angefangen ihr grünes Kleid anzulegen. Wo unterhalb Bingen sich der Strohm nach rechts wendet und seinen Weg durch eine enge Thalschlucht zwischen hohen Bergen hindurch zwängt, konnten sich unsere Reisenden nicht satt sehen an der reizenden Schönheit. Ist es ein Wunder, daß man sich schon an die 2000 Jahre lang um den Rhein gestritten hat?

Nun kamen sie nach Koblenz, wo schon in den ersten Jahrhunderten des Christentums die fränkischen

Könige ihre Residenz hatten. Auch hier sah man noch Spuren des '94er Feldzugs, demzufolge auch Koblenz in die Hände der Franzosen fiel. Die schöne 14 Bogen zählende in 1344 aus massivem Stein gebaute 1100 Fuß lange Brücke über die Mosel, die sich bei Koblenz in den Rhein ergießt, sahen sie im Vorbeifahren. Immer weiter stromabwärts ging's, bis sie von Ferne die Umrisse des etwa 500 Fuß hohen Kölner Domes emporragen sahen. Da das Schiff einige Stunden in Köln anhielt, sah sich Ehrlich dieses großartige Denkmal deutscher Baukunst an. 480 Fuß lang und 282 Fuß breit steht der massive Bau da mit einer Höhe von 154 Fuß bis in die Spitze des Gewölbes im Hauptschiff. Wie verschwindend klein kommt sich der Mensch vor in solchem Riesenbau. „Ja, unsere Deutschen haben in der Baukunst etwas geleistet", dachte Ehrlich, als er beim Weggehen sich umdrehte und den kolossalen Dom noch einmal musterte. Die weitere Reise brachte sie nach Düsseldorf. Von da an ist das Land flach; doch auch die fruchtbaren Niederungen waren den Reisenden interessant. An Langeweile dachte niemand; jeder Tag brachte etwas Neues. In Holland zerteilte sich der Strom in fast endlose Nebenflüsse und Kanäle, bis man endlich nach etwa zweiwöchentlicher Fahrt in Rotterdam ankam.

Kapitel 8.—Auf hoher See.

„Auf Matrosen! die Anker gelichtet!
Segel gespannt und den Kompaß gerichtet!
Liebchen, ade! Scheiden thut weh.
Morgen, da geht's in die wogende See."

Ehrlich suchte nun zuerst eine einfache Herberge auf und brachte sein Weib, die Kinder und das Ge=

päck dahin, bis er sich umgesehen hatte nach einem Schiff, das nach Amerika segelte. Er wanderte durch die engen Gassen zwischen den hohen Gebäuden der großen Handelsstadt dem Hafen zu, und es schien ihm, als könne er in der nebligen Luft gar nicht recht aufatmen. Seine ganze Barschaft hatte er in Gold umgesetzt und trug dasselbe in einer ledernen Gurt um den Leib. Es schien ihm in dieser dumpfen Atmosphäre gar nicht recht geheuer, und er fürchtete sich fast. Mit Hilfe der französischen Sprache, die er noch von seinem Aufenthalt in Paris aus leidlich sprach, machte er sich verständlich. Man wies ihn endlich an ein Geschäft dicht am Wasser. Da fand er, daß in zwei Tagen ein Dreimaster, die „Inka", nach Baltimore abfahren solle. Er löste die Karten für sich und seine Familie im Zwischendeck und suchte, nachdem alles geordnet war, das Gasthaus wieder auf. Den nächsten Tag wurden noch allerlei Einkäufe für die Seereise gemacht: Strohsäcke, Kessel, Kannen, ein paar Trinkbecher und eine Bratpfanne. Auch legte er zu seinen Speisevorräten noch ein Stück Käse und einige Flaschen Schnaps ein. Man mußte sich rüsten auf eine dreimonatliche Reise. Hoffentlich währte es nicht so lange; aber man konnte es nicht wissen.

Am Tag der Abfahrt begab man sich schon morgens früh an das Deck und sah zu, wie seine Sachen in den großen Rumpf des Schiffes nicht allzusanft hineingepackt wurden. Der Beamte wies ihnen ihren Platz im Zwischendeck an, und es wollte zuerst scheinen, als ob man mit all den Sachen gar nicht unterkommen könnte in dem engen Raum. Doch man drückte sich zusammen und schränkte sich ein, so gut es ging. Das Schiff führte etwa hundert und fünfzig Passagiere, und die waren aus aller Herren Länder gekommen: Polnische Juden, Franzosen, Schweizer, Hol=

länder und Russen waren vertreten. Deutsche waren es etwa fünf und zwanzig Seelen. Nebst unsern Pfälzern waren da eine Familie aus Kassel und drei aus Dresden. Die übrigen waren ledige Leute aus Württemberg und Preußen.

Um Mittag wurden die Anker gelichtet, die Taue eingezogen, die Segel gespannt, und langsam fing das Schiff an sich zu bewegen. Bei günstigem Winde kam man bald aus dem Hafen und fuhr in die Nordsee ein. Von hier ging's durch den englischen Kanal in die offene See. So lange man noch Land sah, ging's leidlich, obwohl schon am zweiten Tage sich bei einigen die Seekrankheit meldete. Man hielt sich so viel wie möglich auf dem Verdeck; denn sobald die Seekrankheit sich ernstlich zeigte, war im Zwischendeck ein Geruch, daß es auch der stärkste Magen fast nicht aushalten konnte.

Nun war endlich die äußerste Spitze von England erreicht, und in wenig Stunden schwebte man auf dem endlosen Meer, ohne auch irgendwo ein Fleckchen Erde zu sehen. Lange schauten die Reisenden nach dem verschwindenden Pünktchen, bis der Nebel es zudeckte und man nichts mehr sah als Himmel und Wasser. Wie majestätisch ist das Meer! Wie eine Nußschale schwebte die „Inka" auf den Wellen. Da kommt sich doch der Mensch und das Werk seiner Hände recht klein vor.

„Vater, wie tief ist das Wasser wohl?" fragte eines Tages der kleine Philipp, als er mit Marie und dem Vater auf dem Verdeck saß.

„Das kann ich dir nicht sagen, mein Sohn; es wird wohl noch viel tiefer sein, als in Mosbach der Kirchturm hoch ist."

„Wie weit ist es denn nach Amerika?"

„Das weiß ich auch nicht, aber noch viel weiter als wir jetzt schon von Mosbach entfernt sind."

„Werden wir denn nicht bald einmal anhalten?"

„Nein, nun giebt's kein Land mehr, bis wir nach Amerika kommen."

„Wohnen in Amerika auch Menschen?"

„Ja, gewiß, viele."

„Wie lange haben wir noch zu fahren, bis wir hinkommen?"

„O, das wird noch viele Wochen dauern."

Hie und da schwebte eine Möwe über dem Wasser oder sprang ein Delphin aus den Wellen und fesselten die Aufmerksamkeit der Kinder. So ging's viele Tage. Die Fahrt war soweit verhältnismäßig ruhig gewesen. Der Vater und die Kinder waren recht munter; nur die arme Mutter war von der Seekrankheit so elend geworden, daß sie nur selten das Lager verlassen konnte. Der Vater mußte das Essen selbst besorgen, und die Kinder besonders hatten einen Appetit, daß es eine Lust war.

Eines Tages saßen Ehrlich und die Kinder wieder auf dem Deck. Christine hatte sich auch mit Johanns Hilfe hinaufgeschleppt. Die frische Luft that ihr so wohl. Sie lehnte sich an einen Mastbaum, und ihr Mann hatte ihr einen Klappstuhl zurechtgestellt.

„Vater, sieh doch, wie die Wolken ganz drüben, wo die Sonne untergeht, so schwarz sind. Kommen die von Amerika?" fragte Philipp.

„Das mögen sie wohl; aber wir sind noch weit von Amerika."

„Sieh doch, wie die Wellen oben so weiß werden. Sie haben alle weiße Hauben auf."

„Ja, das Wasser wird unruhiger."

„Johann, der Wind nimmt zu", sprach Chri-

stine mit matter Stimme. „Ich glaube du mußt mich wieder hinunter bringen."

Er faßte sie unter die Arme und führte sie behutsam zur Treppe. Da begegnete ihnen der zweite Steuermann, der etwas Deutsch sprach, und fragte:

„Landsmann, wird's euch zu windig?"

„Mir nicht", entgegnete Ehrlich; „aber meinem kranken Weibe".

„Das wird noch ganz anders kommen; wir kriegen Sturm."

Da wurde Christines ohnehin schon blasses Gesicht noch bleicher. „Ach Gott, es wird doch nicht schlimm werden."

„Hoffentlich nicht; aber dieser Wind bringt etwas."

Es währte nicht lange, so bemerkte Ehrlich, der auch die Kinder hinuntergebracht hatte und wieder aufs Verdeck gegangen war, um sich das Spiel der Wellen anzusehen, daß die Wolken am Horizont immer drohender aufstiegen. Der Wind nahm an Heftigkeit zu, so daß bald die obersten Segel eingezogen werden mußten. Da der Wind von Nordwest blies, kam das Schiff nur langsam vorwärts und mußte lavieren. Immer weißer schäumten die Wellen und zerschlugen sich am Schiff. Fast alle Passagiere waren bereits hinuntergegangen. Ehrlich lehnte an einem Mastbaum und schaute in die schäumende Flut. Die Segel schwellten, bis die Rahen förmlich ächzten unter der Last. Da, bei einem plötzlichen Windstoß, zerriß das Vordersegel, und die Fetzen flogen Ehrlich um den Kopf. Die Wellen schlugen aufs Verdeck. Da ertönte durch das Sprachrohr das Kommando des Kapitäns, und wie die Katzen kletterten die Matrosen die Leitern hinauf, setzten sich auf die Rahen und fin=

gen an, die Segel einzureffen. Es erforderte nicht geringe Gewandtheit, bei diesem Wind in einer solchen Stellung zu arbeiten, und Ehrlich meinte bei dem Hinundherschwanken der Mastbäume jeden Augenblick, die Matrosen würden hinuntergeschleudert in die grausige Tiefe. Nachdem alle Segel eingerefft waren, erschallte wieder ein Kommandoruf, und alle Passagiere wurden hinunterbeordert. Die Luken wurden verschlossen und im untern Raum des Schiffes alles angebunden was nicht nagelfest war. Das Schiff hob und senkte sich im Kampf mit den Wellen wie ein schnaubendes, sich bäumendes Roß. Das Meer schlug an die Seiten des Schiffes, daß die Planken knarrten. Deutlich konnte man das Heulen des Sturmes vernehmen. Der Wind pfiff durch das Takelwerk, daß man meinte, es bleibe kein Fetzen übrig. Den armen erschrockenen Passagieren kam es vor, als ob der Tod wie ein greuliches Ungeheuer um das Schiff her tobte und Einlaß forderte. Das war ein Geheul und Gejammer! Einige beteten, andere fluchten; hier spielte eine Partie Karten, dort soffen andere Branntwein, um sich die Angst zu vertreiben. Die Luft war zum Ersticken. Man konnte sich zuletzt fast nicht mehr in den Betten halten; Kisten und Kasten, Blechgeschirr und Kessel, die sich losgerissen hatten, fuhren umher und schlugen von einer Seite zur anderen bei jeder Bewegung des Schiffes. Die tobenden Wellen gingen über das Schiff, und mit dem Getöse der schäumenden Fluten vermischte sich das furchtbare Rollen des Donners. Grelle Blitze zuckten durch die Luft. Es war, als ob sich alle Elemente, Luft, Wasser und Feuer, verbunden hätten, dem armen Fahrzeug mitsamt seiner lebenden Fracht den Untergang zu bereiten.

Da, mit einem Mal ertönte ein Krach, gefolgt

von einem dumpfen Schlag, daß das Schiff erzitterte wie ein Mensch im Fieberfrost. Alles schrie laut auf vor Entsetzen. Man dachte nicht anders, als daß jetzt der Untergang komme. Die Spötter verstummten; die Spieler rafften ihre Karten zusammen und blickten sich mit weit aufgerissenen Augen an. Die Säufer warfen ihre Gläser weg und hielten sich krampfhaft an den Betten. Auch Ehrlich und sein Weib dachten nicht anders, als daß sie das Meer verschlingen würde. Der vordere Mastbaum war von der Macht des Sturmes zerbrochen, fiel mit Rahen und Takelwerk aufs Verdeck und schlug die halbe Kajüte ein. Das Wasser fing an einzudringen, das Schiff war leck geworden. Wieder erschallte das Kommando des Kapitäns; ein Teil der Mannschaft eilte an die Pumpen. Ehrlich und noch einige andere beherzte Männer sprangen zur Hilfe.

Christine lag mit ihren weinenden Kindern im Bett und suchte sie zu trösten: „Kinder, betet, daß Gott sich unser erbarme, denn Menschenhilfe ist aus. O Gott, sei uns gnädig und laß den bittern Kampf nicht zu lange währen. Herr, nimm uns zu dir, wenn unsere Stunde gekommen ist!"

Die ganze Nacht heulte der Sturm und noch den folgenden Tag. Die Mannschaft war fast erschöpft. Ans Essen dachte niemand, so wenig wie ans Schlafen. Auch die zweite Nacht noch dauerte das Unwetter, bis gegen Morgen der Wind etwas nachließ. Aber die Wellen schlugen noch haushoch übers Schiff, wie wütende Hunde, hinter denen der Treiber mit der Peitsche herläuft. Allmählich wurde das schäumende Element ruhiger. Das Leck konnte ausgebessert und die Arbeit an den Pumpen eingestellt werden. Auch die Luken wurden wieder geöffnet. Die Passagiere stiegen aus dem dunklen Zwischendeck herauf wie aus

dem Grabe. Sie kamen herauf zu Licht und Leben. Aber nicht alle brachten dankbare Herzen mit. O, in wie kurzer Zeit sind die Züchtigungen des Allmächtigen vergessen! Wenn das Messer des Todes an der Kehle sitzt, schreien die Menschen vor Angst, rufen wohl auch zu Gott, geloben ihm am Ende auch Umkehr und Besserung; aber kaum ist die Not vorüber, so kehrt der alte Sündendienst wieder, und es wird mit denselbigen Menschen ärger denn zuvor.

Bei Ehrlich und seiner Frau hatte das drohende Unglück einen tiefen, bleibenden Eindruck gemacht. Christine war ja gefaßt auf den Tod, zumal sie im Schiffbruch alle zusammen untergegangen wären. Es wäre keine Trennung gewesen. Sie wäre mit ihrem treuen Manne und ihren lieben Kindern auch im Tode vereint geblieben. Es konnte ja nur wenige Augenblicke dauern, wenn einmal das bange Stündlein kam. Und doch, wie war sie so froh, als Gott ihr Schreien hörte! Wie fröhlich begrüßte sie das Licht der Sonne; wie dankbar atmete sie die frische Luft ein nach der schrecklichen Gefangenschaft im dunklen Schiffsraum! Johann hatte sich bei seiner Arbeit an den Pumpen auch auf den Tod vorbereitet. Er wollte aber auch bis zum letzten Augenblick seine Pflicht thun. Gott würde sich ja um Christi willen seiner erbarmen. Das fühlte oder vielmehr glaubte er fest; denn der Herr hat gesagt, er wolle nicht den Tod des Sünders. Er war bereit zum Sterben, wenn's Gottes Wille war. Und doch, wie jauchzte sein Herz, als durch die aufgeschlagene Luke der erste Lichtstrahl in das dumpfe Zwischendeck fiel!

„Gott sei Dank!" sprach er zu den Seinen, als er sie nach oben führte, „daß wir noch leben und wieder frische Luft schöpfen können! Gott hat uns vom Tode wieder zum Leben gebracht."

In einigen Tagen hatte man von den schlimmsten Folgen des Sturmes sich erholt. Die Schiffsleute waren fleißig beim Ausbessern des Schadens, wobei Ehrlich als geschickter Holzarbeiter dem Schiffszimmermann zur Hand ging. Der widerwärtige Wind hatte sie weit zurückgeworfen. Aber nach einigen Tagen schlug der Wind um nach Nordost, so daß das Schiff mit vollen Segeln fahren konnte, soweit nämlich die Segel noch heil waren.

Kapitel 9.—Auf fremder Erde.

„Was mir fehlt? Es fehlt mir alles,
Bin so gar verloren hie.
Sei's auch schön im fremden Lande,
Doch zur Heimat wird es nie."

So kam die Inca ohne weiteren Aufenthalt in der letzten Woche vom Mai in die Nähe der amerikanischen Küste. Ein eigentümliches Gefühl durchzog die Herzen der Reisenden, als vom obersten Mastkorb herab der wachhabende Matrose ausrief: „Land in Sicht!" Alles strengte die Augen an, um die Freudenbotschaft wahrzunehmen. Zuerst konnte man kaum entscheiden, ob's Land oder Wolken sei; aber allmählich zeigten sich die Umrisse von Cape Charles und Cape Henry. Wie ein dunkler Streifen zog es sich am Horizont entlang. Man fuhr in die Chesapeake Bai ein, und da sich das Schiff in nicht allzu weiter Entfernung vom linken Ufer hielt, konnte man bald Bäume und Felder, Wiesen und Gärten unterscheiden. Hie und da stand ein einsames Farmhaus oder eine Fischerhütte. Kleine Dörfer und Ansiedlungen

zeigten sich. Immer weiter ging's die Bai hinauf, an Annapolis vorbei, bis man in den Patapsco-Fluß einfuhr und endlich Baltimore vor den erfreuten Blikken der Einwanderer da lag. Das Schiff warf Anker. Die Gesundheits- und Zollbeamten kamen an Bord. Nachdem alles gehörig untersucht worden war, durfte man landen. O wie froh, wie dankbar waren Ehrlich und die Seinen, als sie wieder auf festem Boden standen! Die gefahrvolle Seereise war überstanden.

Aber nun kam es ihnen auch zum Bewußtsein, daß sie im fremden Lande waren. Sie drängten sich durch die Menge der schreienden Mäkler und suchten eine Herberge. Es war etwa 9 Uhr des Morgens, als sie landeten. Ehrlich hatte einen weitläuftigen Verwandten in der Stadt; den wollte er aufsuchen. Die Adresse hatte er aus einem Brief, den der Vetter vor etwa Jahresfrist nach Mosbach geschrieben hatte. So ließ er, nachdem sie sich gewaschen und ein leichtes Frühstück genossen hatten, Christine und die Kinder im Gasthaus und ging aus, den Vetter zu suchen. Das war aber keine leichte Aufgabe in der großen Stadt. Zum Glück fand er gleich Leute die Deutsch sprachen; auch die angegebene Adresse war endlich gefunden. Aber da wohnte der Vetter nicht mehr. Er war schon sechs Monate verzogen, und niemand konnte Auskunft geben, wohin. Nun war guter Rat teuer. Wen er auch fragte, niemand wußte etwas von Kaspar Zimmermann. Auch das städtische Adreßbuch gab keinen solchen Namen. Es war schon gegen drei Uhr nachmittags. Er dachte oft ängstlich an Weib und Kind im Gasthof, und doch hätte er so gerne seinen Verwandten gefunden. Schon wollte er unverrichteter Sache wieder ins Gasthaus zurückkehren, da doch alles Suchen und Fragen nichts half; da kam er an einer

deutschen evangelischen Kirche vorbei: Neben dem Haupteingang stand auf einer Tafel angeschrieben Name und Wohnung des Pastors. „Halt!", dachte er, „der Pastor mag doch am Ende den Zimmermann kennen. Will ihn doch fragen." Er suchte das in der Nähe liegende Pfarrhaus auf und meldete dem Geistlichen sein Anliegen.

„Nein, einen Kaspar Zimmermann kenne ich nicht. Wie lange wohnt er schon in Baltimore?"

„Es mag wohl fünfzehn Jahre sein."

„Was treibt er denn?"

„Er ist Fleischer."

„Zimmermann, Zimmermann, ein Fleischer? Das kann doch nicht unser 'Butcher' Carpenter sein, Elise?" fragte er das dabei stehende Dienstmädchen.

„Carpenter spricht deutsch", antwortete diese.

„Der Mensch hat am Ende seinen ehrlichen deutschen Namen veranglisiert. Gehen Sie 'mal hinüber und befragen sich."

Ehrlich ging und fragte in dem bezeichneten Metzgerladen, ob hier ein Herr Caspar Zimmermann wohne.

„No Sir!" lautete die Antwort eines etwa zwölfjährigen Mädchens. Ein ziemlich behäbiger Herr, der im hintern Ende des Ladens an einem Tisch saß, drehte sich bei dieser Antwort um.

Als Ehrlich das Gesicht sah, trat er auf ihn zu und fragte: „Sind Sie nicht Caspar Zimmermann aus Mosbach?"

„Das war mein Name in Deutschland; aber hier heißen mich die Leute Carpenter."

„Nun Vetter, ich bin Johann Ehrlich und bringe dir Grüße von deinem Onkel."

„Was, der Tausend! Du bist der Hannes? Ja, wahrhaftig, jetzt kenne ich dich! Wo kommst du denn

her? Wann bist du gelandet? Was machen meine Verwandten? Wie ist's auf der Reise gegangen?" Und so ging's fort mit Fragen und Antworten eine ganze Stunde lang, bis es bereits anfing dunkel zu werden. Da fiel dem Johann mit einem Mal ein, daß ja Christine und die Kinder um ihn in der größten Angst sein müßten.

„Was, du hast Weib und Kind mitgebracht, und die sitzen noch unten im Gasthof? Komm, wir wollen sie doch gleich holen."

Als sie nun hinkamen, saß Christine mit verweinten Augen in der Gaststube und die Kinder neben ihr und sahen aus, als ob sie von Gott und der Welt verlassen wären. Der kleine Jakob war in der Mutter Schoß eingeschlafen.

„Papa! Papa!" schrieen mit einem Mal Philipp und Marie, als Ehrlich und sein Vetter in die Thüre eintraten.

„Christine, dies ist mein Vetter Zimmermann." Sie gab ihm schluchzend die Hand.

„Aber was ist dir, Weib? Warum weinst du denn?"

„Du frägst noch? Hier sitze ich schon seit heute Morgen um 10 Uhr mutterseelenallein mit den weinenden Kindern und warte, daß du kommen sollst, und jetzt ist's schon sechs Uhr. Ich habe mich fast zu Tode geängstet um dich. Wir dachten nicht anders, als du habest dich in dem Menschengewühl dieser schrecklichen Stadt verirrt, oder seiest am Ende überfallen, beraubt, oder gar ermordet worden. Wie kannst du uns auch nur acht volle Stunden hier an diesem fremden Ort hocken lassen? Es ist ja grausam. Du kannst dir denken, wie mir zu Mute war bei den hungrigen, weinenden Kindern; und jedermann glotzte uns an, als ob wir wilde Tiere wären. Wenn nicht die

Wirtsfrau aus reinem Mitleid den Kindern jedem ein Butterbrot gegeben hätte, wäre ich verzweifelt."

„Nun, armes Weib, sei zufrieden; ich bin ja wieder da." Und nun erklärte er sein langes Ausbleiben, nahm die beiden Kinder bei der Hand, der Vetter nahm das Handgepäck, und Christine mit dem Kleinen kam hinten drein. So führte sie der Vetter heim und gab ihnen einige Tage gute Herberge.

„Und wo wollt ihr euch niederlassen?" fragte eines Abends Zimmermann.

„Jedenfalls nicht in dieser Stadt" antwortete Christine. „Ich könnte diesen ewigen Spektakel nicht aushalten."

„Ich wollte auch lieber auf's Land", meinte Ehrlich. „Mit meiner Barschaft kann ich mir wohl ein ordentliches Stück Land kaufen."

„Wie viel hast du denn, wenn ich fragen darf?"

„Etwa 1000 Gulden."

„Nun bis du die in amerikanische Dollars umsetzest, wird die Summe doch ziemlich zusammenschmelzen. Die allernotwendigste Einrichtung kostet doch auch etwas, und leben müßt ihr fürs erste Jahr doch auch, ehe ihr ernten könnt."

„Könnte man hier herum noch Land kaufen?"

„Ja, aber nicht viel für dein Geld."

„Nun, dann müssen wir wohl weiter. Ich hörte, in Pennsylvanien sei noch billiges Land zu haben. Zudem sollen auch dort viele Deutsche wohnen."

„Land kann man in Amerika genug umsonst haben."

„Was sagst du? Land umsonst?"

„Ja, und noch dazu sehr gutes; nur muß man's sich erst klären."

„Ei, das wäre ja die schönste Gelegenheit, die man sich denken kann."

„Ja wohl, wenn du dazu Lust hast. Im Nordwestlichen Teritorium, im Ohio-Thal, giebt es noch Tausende und Abertausende Acker des schönsten Waldlandes, wo man sich niederlassen kann, entweder umsonst oder zu einem Spottpreis. Es ist freilich eine weite und etwas beschwerliche Reise; aber gerade jetzt ergießt sich in dieses Gebiet ein wahrer Strom von Einwanderern."

„Ei, da könnten wir ja auch unser Glück machen. Was meinst du Christine."

„Mir ist's schon recht."

So einigte man sich, nach Ohio zu gehen. Es fand sich auch bald ein Fuhrmann, der die Familie samt dem Gepäck bis nach Pittsburg brachte, und von da konnte man den Fluß benutzen.

Kapitel 10.—Ueber die Berge.

„Frisch auf drum, frisch auf im hellen Sonnenstrahl,
Wohl über die Berge, wohl durch das tiefe Thal!
Die Quellen erklingen, die Bäume rauschen all;
Mein Herz ist wie 'ne Lerche und stimmet ein mit Schall."

Der Fuhrmann war ein Pennsylvanisch-Deutscher, der nun schon seit Jahren einen Frachtverkehr zwischen Baltimore und Pittsburg unterhielt. Er hatte eine Ladung Kaufmannswaren, Baumwollenzeug, Kaffee, Thee und Gewürz. Da er nicht besonders schwer geladen hatte, fand sich in seinem mächtigen mit Segeltuch bedeckten Wagen noch gut Platz für das Gepäck der Einwanderer, und Christine und die Kinder konnten sich auf den Kisten ziemlich bequem

einrichten. Der Vater konnte nebenher laufen oder auch zuweilen einsteigen und eine Strecke fahren. Zuerst ging die Reise über etwas ebenes, aber fruchtbares Land nach der Hauptstadt des Staates Pennsylvanien, Harrisburg. Ueberall konnte man sehen, wie der Fleiß des Menschen die Wälder gelichtet und in fruchtbares Ackerfeld umgewandelt hatte. Man merkte es, daß hier Deutsche wohnten. Wie heimelte es doch die Fremdlinge an, wenn sie auch hier in der neuen Welt ihre deutsche Muttersprache hörten! Zumal einem Pfälzer muß das Pennsylvanisch-Deutsche heimisch vorkommen; denn die Stammväter der Pennsylvanisch-Deutschen waren Pfälzer.

So schön hatten sich die Einwanderer die neue Welt nicht gedacht. Das war ja keine unwirtbare Wildnis, sondern ein wohl kultiviertes Land. Sie hatten sich ja umsonst geängstet, und ihre Freunde in Deutschland machten sich unnötige Sorgen über ihre Reise nach dem „wilden Amerika“. Der biedere Fuhrmann, der neben seinen vier mit Schellen behangenen kräftigen Pferden herschritt oder zuweilen den Sattelgaul bestieg, war ein echter Pennsylvanier. Er wußte über Land und Leute bescheid, und Ehrlich unterhielt sich stundenlang mit ihm auf dem oft einsamen Wege.

Von Harrisburg ging's dem Allegheny-Gebirge zu. Das Land wurde hügeliger. Die Obstgärten prangten in voller Blüte, die Wintersaat stand in üppigem Grün, und die Landleute waren allenthalben beschäftigt mit Pflügen.

„Was pflanzen denn die Leute in diesen großen Feldern?“ fragte eines Tages Ehrlich den Fuhrmann.

„Sell is merschtendehls Welschkorn.“

„Wozu wird das benutzt?“

„Vor Sei- un Geilsfutter."

„Und was ziehen die Leute denn sonst?"

„Well, Hawer un Duwack und Buchweeze, un viel Weeze un Rogge und Gerscht. Mer kann in dem Land schier gar ehnig ebbes ziege."

„Man sieht, es muß ein sehr fruchtbarer Boden sein. Da muß es ein Vergnügen sein, zu bauern."

„Der Bauer isch am beschte ab. Er hot sei Frucht un sei Gmies, sei Obscht un sei Flachs, sei Geil, sei Rindsvieh, sei Schoof und sei Sei, sei Hinkel un sei Gäns. Er hot juscht am End alles, was er braucht. Er muß ebmols e bissel hart schaffe; awer er macht sei gut Lewe un noch e bissel meh."

„Das kann man an den Gebäulichkeiten sehen", meinte Ehrlich, als er die großen Scheunen und stattlichen Wohnhäuser sah.

Allmählich wurden die Berge steiler. Der Fahrweg schlängelte sich einem Fluß entlang, bald auf der einen Seite, bald auf der anderen, je nach der Lage des Thales. Endlich kam man bei Huntingdon ins eigentliche Gebirge. Unsere Deutschen wunderten sich über die großartige Schönheit der Gegend, besonders als man bei Altoona etwa den höchsten Punkt der Alleghenies erreicht hatte. So weit das Auge nur reichen konnte, sah man eine Gebirgskette über der anderen sich erheben, und alles ein undurchdringlicher Wald: hie und da ein einsames Gehöft, eine Jägerhütte oder eine Fuhrmannsherberge, sonst nichts als Wald. Ja, das war allerdings eine „Wildnis." Würde dieser Wald denn je aufhören? Schon eine ganze Woche lang hatte man nichts gesehen als Bäume und Felsen, Schluchten und Höhlen. Der Weg war stellenweis furchtbar rauh. Oft wateten die Pferde bis an den Bauch im Wasser beim Passieren eines Gebirgsstromes, denn von Brücken war keine

Rede; oft ging es so steil bergan, daß die vier starken Gäule nur mit Anstrengung aller Kraft den schweren Wagen hinaufschleppen konnten. Dann ging der Weg so dicht an einem Abhang entlang, daß es einem schwindlig wurde, wenn man in die 200 Fuß tiefe Schlucht hinabschaute. Dann mußten beim Hinabfahren beide Hinterräder mit Ketten festgebunden werden, denn die beiden hinteren Pferde wären trotz ihrer Stärke nicht imstande gewesen das schwere Fuhrwerk zurückzuhalten. Christine und die Kinder hatten ihre liebe Not, sich auf den Kisten fest zu halten, und wenn sie in der Herberge abstiegen, waren sie steif und wund von den fortwährenden Stößen des Wagens.

Und doch hatte die Reise auch ihr Angenehmes. Eben fing das junge Laub an sich zu zeigen. Der Weißhagedorn (hawthorn) und Fischfrehme (dogwood), und die Kastanienbäume standen in voller Blüte. Der Holzapfel (crab apple) füllte die Luft mit seinem würzigen Duft. Ein balsamischer Wohlgeruch durchzog den Wald. Wilde Rosen und andere Waldblumen wuchsen in üppiger Fülle und ergötzten das Auge. Hie und da sprudelte ein Quell aus dem Felsen und eilte dem rauschenden Waldbach zu, der hundert Fuß unter dem Fahrweg sich zwischen mächtigen Felsblöcken durchzwängte und schäumend seine kristallhellen Wasser unaufhaltsam weiter trieb. Unsere Deutschen dachten an ihren Odenwald und konnten sich nicht satt sehen an dem großartigen Anblick. In den Herbergen gab's Hirsch- und Bärenbraten und gebackene Forellen. Wild gab's in diesen Bergen die Menge. Aber welche Einsamkeit! Sel-

ten begegneten sie einem Fuhrwerk. Hier war der Mensch, sonderlich der Weiße, noch ein Eindringling. Manchen Tag sahen sie keinen einzigen Menschen, bis man abends in die Herberge kam, und da sah's oft wild und ungeheuer aus.

Endlich kam man durch Johnstown nach Greensburg in Westmoreland County.

„Jetzt hemmer juscht abaut noch verzig Meil noch Pittsburg", bemerkte der Fuhrmann, als er vor dem Gasthaus aus dem Sattel stieg. Während die Pferde gefüttert wurden, sah man sich das Städtchen an. Ehrlich freute sich, daß er auch hier deutsch reden hörte. Er unterhielt sich mit den Leuten, und ihr biederes, einfaches Wesen ergötzte ihn. Jetzt erst fing er an sich einen Begriff zu machen von der Ausdehnung des Landes.

Das war ja eine riesige Entfernung zwischen Baltimore und Pittsburg. Nun waren sie doch schon über zwei Wochen unterwegs, und noch vierzig Meilen! Ja, und das war noch nicht das Ziel ihrer Reise. Wie weit mochte es wohl sein von Pittsburg bis nach Ohio, wo sie hin wollten?

„Sell is noch en artlich weiter Weg. Ohio is nix als Busch. Aber ich hab here sage, es ziege jetzt arg viel Leit noch dere neie Landschaft", sprach ein älterer Mann, mit dem sich Ehrlich unterhielt.

„For junge Leid is es schun recht; aber in der erschte Zeit geht's e bissel knapps, bis mer sei Eirichting hot."

Nach zweistündiger Rast ging's weiter nach Pittsburg, wo man an einem Samstag-Mittag ankam. Die Stadt mag damals wohl zweihundert Häuser gezählt haben.

So war man denn wieder ein großes Stück seiner Bestimmung näher gekommen. Der Fuhrmann hielt, nachdem er seine Fracht abgeliefert hatte, am: „Red Lion Hotel" an. Die Pferde wurden ausgespannt und in den Stall gebracht, und Ehrlich trat ein und ließ sich ein Zimmer anweisen, wo er und die Seinigen sich reinigen und ausruhen konnten. Als zum Essen geschellt wurde, ließen sie sich nicht zweimal rufen. Das Abendbrot schmeckte vortrefflich. Da sie müde waren, ging man früh zu Bett und träumte bald vom neuen Heim im wilden Ohio.

Kapitel 11.—Der letzte Gottesdienst.

„Was schimmert dort auf dem Berge so schön,
Wenn die Sternlein hoch am Himmel aufgehn?
Das ist die Kapelle still und klein;
Sie ladet den Pilger zum Beten ein."

Am nächsten Morgen fühlten die Reisenden noch etwas steif von der langen Fahrt, jedoch stand Ehrlich nach seiner Gewohnheit früh auf und machte vor dem Frühstück einen Spaziergang, um sich die Stadt anzusehen. Pittsburg war damals noch ein kleines Dorf und zog sich vom „Point", am Zusammenfluß des Allegheny- und des Monongehelaflusses, wodurch der Ohio geblidet wird, den Berg hinauf bis etwa zur jetzigen Grant-Straße. Die Häuser waren zumeist noch Blockhütten. Unten am Point stand noch Fort Pitt. Auf seinem Gang durch die noch leeren

Straßen kam Ehrlich an einem freistehenden Gebäude vorbei, das allem Anscheine nach entweder eine Kirche oder ein Schulhaus war. Es war wie die meisten Gebäude der Stadt aus behauenen Baumstämmen errichtet, niedrig und mochte etwa 25 Fuß lang und fast ebenso breit sein. Auf dem freien Platz um das Gebäude sah man einige Grabhügel. Ehrlich stand und sah sich das Haus an, als eben ein Mädchen mit einem Eimer Wasser vorüber ging.

„Können Sie mir sagen, was das für ein Haus ist?“ fragte sie unser Fremdling.

„Des is die deitsch Kerch“, antwortete das Mädchen in echt pennsylvanischem Dialekt.

„Wie oft wird hier Gottesdienst gehalten?“

„Alle Munet eemol. Heit is grad der Sundag, wo der Parre kummt.“

Das schickte sich ja gut; was konnte unseren Reisenden lieber sein als hier, an der Grenze der westlichen Wildnis, noch einmal einem Gottesdienst beizuwohnen? Wer weiß, ob ihnen so bald wieder die Gelegenheit geboten wurde. Ehrlich ging zurück ins Hotel und meldete seiner Christine, daß er eine deutsche evangelische Kirche gefunden habe, und daß gerade heute Gottesdienst gehalten werde. Das war dem ermüdeten Weibe eine rechte Freudenbotschaft. Sofort entschloß man sich dem Gottesdienst mit beizuwohnen. Nach dem Frühstück wurden die Kinder sauber angezogen, und etwa um viertel vor zehn Uhr machten sie sich auf den Weg zur Kirche.

Im Hof vor dem Gebäude, das an der Ecke der jetzigen Smithfield-Straße und Sixth Avenue stand, hatten sich die Leute versammelt, standen in kleinen Gruppen umher und unterhielten sich. Etliche saßen

auf dem hölzernen Zaun in Hemdärmeln und spuckten Tabaksjauche über den Fußweg, andere schnitzelten mit ihren Taschenmessern an dem Zaun und erzählten sich die Tagesneuigkeiten. Die Frauen, die auch in Gruppen umherstanden, trugen einfache von ihnen selbst gesponnene, gewobene und gemachte Kleider und genossen die warmen Strahlen der Frühlingssonne. Ehrlich wollte eben mit den Seinen in den Hof eintreten, da schaute einer der Männer die Straße entlang und sprach zu den neben ihm Stehenden: „Dort kummt der Parre; ich denk, mer gehne nei.“ Die meisten jedoch blieben stehen, bis der ehrwürdige Geistliche auf seinem wohlgenährten Schimmel angeritten kam und abstieg.

„Gute Marge! Sche Wetter heit“, sprach ein im Zwillichkittel Angezogener, indem er des Pfarrers Pferd am Zügel nahm und es an dem Zaun festband. Der Pastor grüßte freundlich, gab jedem die Hand, erkundigte sich nach dem Befinden und trat ins Gotteshaus, und ihm nach kamen die Leute wie die Herde nach dem Hirten.

Ehrlich und seine Familie hatten bereits Platz genommen und sahen sich das Innere der Kirche an. Drei kleine viereckige Fenster auf jeder Seite und an der Rückwand auf jeder Seite der in der Mitte stehenden, aus einfachen Brettern gezimmerten Kanzel eins, gaben reichlich Licht. Die Decke war so niedrig, daß, wenn der Pastor auf der Kanzel stand, er sie fast mit der Hand reichen konnte. Ein Altar war nicht vorhanden. Vor der Kanzel stand ein einfacher Tisch, der als Altar diente. Von Schmuck war im ganzen Raum keine Spur. In der Mitte des Zimmers stand ein mächtiger Ofen, dessen Rohr schnurgerade oben durch die Decke zum Dach hinausging. Ehrlich mußte unwillkürlich an die prächtige Kirche in Mos-

bach denken. Ja, das war etwas anderes! Welcher Abstand zwischen jenem altehrwürdigen Tempel und dieser elenden Hütte! Doch, aufs Aeußere kommt es ja nicht an. Wenn jemand hungrig ist, braucht man ihm die Speisen nicht in silbernen Schüsseln vorzutragen, um ihm Appetit zu machen. Ein hölzerner Teller thut's auch. Und hier saßen wenigstens zwei geistlich hungrige Seelen. Seit sie ihre Heimat in der lieblichen Pfalz verlassen, hatten sie keinem Gottesdienst mehr beigewohnt, und dies war höchst wahrscheinlich auch die letzte Gelegenheit, die sich ihnen bot in, wer weiß wie langer, Zeit.

Man wartete andächtig, bis der Gottesdienst anging. Der Pastor trat vor den Tisch und gab der Gemeinde das Zeichen zum Aufstehen. Die Leute erhoben sich, und im Namen des Dreieinigen Gottes wurde eröffnet. Der Pastor gab, nachdem sich die Gemeinde gesetzt hatte, das Eingangslied an und las es vor. Eine Orgel war nicht vorhanden, aber ein Vorsänger. Nachdem dieser ein paarmal angestimmt und endlich den richtigen Ton gefunden hatte, sang er aus Leibeskräften, und wer konnte, stimmte mit ein. Es war das Lied:

„Herr Jesu Christ, dich zu uns wend;
Den Heil'gen Geist du zu uns send;
Der uns mit seiner Gnad' regier'
Und uns den Weg zur Wahrheit führ'."

Da Ehrlich und Christine das Lied auswendig wußten, sangen sie auch mit. Nach verlesenem Sündenbekenntnis, Schriftabschnitt und Gebet sang man das Kanzellied:

„Liebster Jesu, wir sind hier,
Dich und dein Wort anzuhören.
Lenke Sinnen und Begier
Auf die süßen Himmelslehren,
Daß die Herzen von der Erden
Ganz zu dir gezogen werden.“

Von Liturgie war keine Rede. Auch bei dem zweiten Liede fand sich der Vorsänger endlich zurecht, und es wurde ohne weiteren Unfall beendet. Es war der dritte Sonntag nach Trinitatis, und der Pastor verlas als seinen Text das Evangelium vom verlorenen Schaf. „Ja“, dachte Christine bei sich selbst, „das paßt auf uns. Wir sind verlorene Schafe. Wir haben uns verirrt.“ Die Thränen liefen ihr über die Backen, als der Prediger im ersten Teil von dem verlorenen Schaf schilderte die Liebe des Heilandes gegen arme Sünder uns zum Trost, und im zweiten vom verlorenen Groschen die Liebe der Kirche gegen die Verirrten uns zur Mahnung. Er zeigte, daß alle Menschen von Natur seien wie die Schafe, so unwissend in geistlichen Dingen, so leicht verführt und hilf- und wehrlos im Elend. Sie müßten gewiß zeitlich und ewiglich umkommen, wenn ihnen Gott nicht in seinem Sohne nachgegangen wäre. Welch ein Trost, daß wir an dem Heiland einen solchen Hirten haben, der dem Verirrten nachgeht, es eifrig und unermüdlich sucht und sich über jedes Gefundene, das heißt über jeden, der Buße thut, herzlich freut! Er zeigte, wie uns diese Hirtentreue des Heilandes bewegen sollte, auch dem Verlorenen nachzugehen. Jede Menschenseele sei wie ein edles Metall, dem der König des Himmels in der heiligen Taufe sein Bild aufgeprägt habe. Die Kirche habe nur eine kleine Anzahl solcher edlen Münzen und müsse deswegen jeden Verlust schmerzlich empfinden. Sie solle

sich ernstlich fragen, inwiefern sie nicht vielleicht selbst schuld sei, daß so viele Getaufte, die das Bild und die Ueberschrift des Heilandes tragen, in den Schmutz der Sünde gefallen und also verloren seien. Sie müsse demnach mit Ernst das Haus fegen von dem Schmutz der Sünde und das Verlorene suchen. Das thue sie unter anderem, wenn sie Missionare aussende, die zerstreuten Glaubensbrüder aufzusuchen und sie mit Wort und Sakrament zu bedienen. Und welche Freude sei es jedem Kinde Gottes, wenn ein Sünder sich durch die Gnade Gottes im Wort finden lasse. Ja, die Engel im Himmel freuten sich über jeden Sünder, der Buße thue. Er schloß seine einfache Predigt mit einer herzlichen Ermahnung an die Zuhörer, einerseits sich doch von dem Heilande finden zu lassen, und andererseits doch auch dem Verirrten nachzugehen.

Ehrlich und seine Frau waren tief ergriffen. Sie vergaßen ganz die ärmlichen Verhältnisse, in denen ihnen das Wort Gottes hier gebracht wurde. Noch eine Stunde lang hätten sie dem Prediger zuhören können. Sie waren von einem wahren Heißhunger nach dem Brote des Lebens erfaßt. Sie tranken in vollen Zügen das lebendige Wasser aus dem lauteren Brunnen Israels. Der Diener Gottes gab das Schlußlied an und las den ersten Vers vor:

„Wie wohl ist mir, o Freund der Seelen,
Wenn ich in deiner Liebe ruh'!
Ich steige aus den Schwermutshöhlen
Und eile deinen Armen zu.
Da muß die Nacht des Trauerns scheiden,
Wenn mit so angenehmen Freuden
Die Liebe strahlt aus deiner Brust.
Hier ist mein Himmel schon auf Erden,
Wer wollte nicht vergnüget werden,
Der in dir suchet Ruh' und Lust?"

Nachdem der Vorsänger die Brille abgewischt und aufgesetzt, das Lied aufgeschlagen und sich geräuspert hatte, schüttelte er bedenklich den Kopf und sprach: „Herr Parre, seller Tun geht net.“ Nun gab der Geistliche den Vers: „Unsern Ausgang segne Gott“ u. s. w. an, und das Singen ging leidlich zu Ende. Nach dem Segen zerstreute sich die Gemeinde.

Der Pastor mag wohl gemerkt haben, daß er an Ehrlich und seinem Weibe nicht nur neue, sondern außerordentlich aufmerksame Zuhörer hatte, und trat nach beendigtem Gottesdienst mit freundlichem Gruß auf sie zu und gab ihnen die Hand. Er erkundigte sich nach ihren Verhältnissen, und als ihm Johann mitteilte, er sei ein lutherischer Pfälzer und habe die Absicht, sich irgendwo in Ohio niederzulassen, sprach er die Hoffnung aus, daß es doch nicht allzu lange währen möchte, bis unsere Kirche auch in dieses neue Gebiet ihre Reiseprediger senden könne, um die Zerstreuten aufzusuchen und in Gemeinden zu sammeln. „Das wird uns das Schwerste sein, daß wir in der Wildnis den öffentlichen Gottesdienst entbehren müssen“, seufzte Christine.

„Hoffentlich wird es nicht lange dauern, bis wir auch dort Kirche und Schule haben“, meinte Johann.

„Das will ich Ihnen wünschen“, sprach der Pastor: „Jedoch es kann immerhin noch eine Weile dauern. Inzwischen müssen Sie sich mit Hausandacht behelfen.“ Er wünschte ihnen Gottes Segen zur Reise und ging. Einige Vorsteher sprachen noch mit Ehrlich und Christine, und als sie hörten daß die Familie gesonnen sei, nach Ohio zu reisen, gab man allerlei Auskunft über die beste Fahrgelegenheit. In einigen Tagen sollte ein Boot oder vielmehr ein Floß flußabwärts gehen bis nach Marietta, einer neuge-

gründeten Stadt auf dem rechten Ufer des Flusses, da, wo der Muskingum in den Ohio sich ergießt. Es sei in der letzten Zeit ein wahrer Strom von Einwanderern nach diesem fruchtbaren Lande gezogen, sonderlich seit jetzt nach Waynes Sieg über die Indianer Friede sei und die Ansiedler nicht mehr in solcher Lebensgefahr seien wie früher. Da nun heute Sonntag war, konnte weiter nichts geschehen; man ging ins Hotel zurück und wartete den Montag ab.

Kapitel 12.—In die Wildnis hinein.

„Wie herrlich ist's im Wald,
Im grünen, grünen Wald,
Wenn fröhliche Hörner erklingen;
Wie regt sich die Lust hier zu singen,
Zu singen im grünen Wald!"

Gleich den nächsten Morgen früh erkundigte sich Ehrlich und fand, daß am Dienstag die Fahrt angehen sollte. Er kaufte sich noch allerlei nötige Gegenstände, darunter eine Handmühle und eine Büchse, auch die nötige Munition und etwas Schuhzeug. So ging's denn Dienstag früh aufs Floß. Die Frachtkisten und das Gepäck wurden aufgeladen und ein großes Zelttuch darüber gespannt. Nun wurde losgebunden, und langsam trieb das Floß strohmabwärts. Es war eine malerisch reizende Gegend. Unsere Pfälzer dachten an ihren Rhein; nur fehlten hier die Obstgärten und Weinberge, die Städte und Dörfer, die Burgen und Schlösser. Wald und nichts als Wald! In Wheeling, einer am linken Ufer gelegenen Ansiedlung von etwa einem Dutzend Häusern, wurde angehalten. Hier sah man viele Ansiedler, die auf

Gelegenheit warteten, auf einer Fähre über den Fluß gesetzt zu werden. Kurz vorher war ein Fährboot untergegangen, und ein Ansiedler namens Obermeier hatte sein Fuhrwerk und sein sämtliches Hab und Gut verloren. Nur mit knapper Not hatte er sein und der Seinen Leben gerettet. Man machte in Wheeling noch einige Einkäufe an Lebensmitteln und Wildpret und trieb mit der Strömung weiter.

Hie und da erblickte man im Urwald eine kleine Lichtung, und eine elende Blockhütte zeugte von dem Vorhandensein weißer Ansiedler. Endlich kam man in Marietta an. Diese Ansiedlung war unter General Rufus Putnam in 1783 angefangen worden, und die "Ohio Company" hatte alles Land zwischen dem Muskingum und dem Hocking gekauft. Westlich vom Hocking, zwischen dem Hocking und dem Scioto, gehörte das Land noch der Regierung. Es war nach dem Sieg von "Mad Anthony" Wayne am Maumee in 1794 von den Indianern an die Bundesregierung abgetreten worden.

Von Marietta aus gingen sogenannte "Indian trails" hinein in den Wald. In dem Städtchen selbst war ein verhältnismäßig lebhafter Handel. Die Indianer tauschten hier ihre Pelze und sonstige Erzeugnisse, meistens Wildpret, aus für Flinten, Pulver, Blei und sonstige Bedürfnisse. Hier sahen Ehrlichs zum erstenmal die roten Kinder des Waldes. Sie saßen oder standen in den Stores oder auf der Straße und hielten sich verschwiegen und mürrisch. Sie trauten offenbar niemand, und die Weißen schienen auch ihnen nicht zu trauen; doch versicherte man die neuen Ankömmlinge, es sei jetzt alles ruhig, und man habe keine feindlichen Ueberfälle der Wilden mehr zu befürchten. Vor fünf Jahren war das noch anders; da war kein Weißer seines Lebens sicher, so bald er

außer dem Bereich des an der Mündung errichteten Forts sich wagte. Wayne's Sieg hatte den stolzen Mut und die Rachgier der Rothäute für immer gebrochen; man konnte jetzt ohne besondere Gefahr sich irgendwo niederlassen.

Ehrlich kaufte nun drei Pferde; auf zwei lud er das Gepäck, das dritte benutzte Christine mit den Kindern. Einen Wagen konnte man nicht brauchen, da nur ein schmaler Pfad durch den Urwald führte. Es waren von Wheeling zwei junge pennsylvanische Jäger mit nach Marietta gekommen, die den kommenden Winter in Ohio jagen und Pelztiere fangen wollten. Die schlossen sich unseren Reisenden an, und so ging's den Gänsemarsch durch den Wald. Der eine Jäger, Peter Eichelberger, ein trefflicher Schütze, ging voran; hinter ihm kam Ehrlich, auch mit der Flinte auf dem Rücken, dann Christine mit den Kindern, dann die beiden Pferde mit dem Gepäck, und den Schluß machte Heinrich Boyer, der andere Jäger. An Lebensmitteln fehlte es nicht, da die Jagd ergiebig war. Am ersten Tag schoß Eichelberger einige wilde Tauben und Eichhörnchen, und später gab es wilde Truthähne, Fasanen und auch zuweilen einen Hirsch. Des Abends wählte man sich einen etwas freien Platz zum Lager. Das Gepäck wurde abgeladen und die Pferde zur Weide losgelassen; doch wurde jedem ein Riemen vom Kopf an das eine Vorderbein gebunden, damit es sich in der Nacht nicht zu weit vom Lager entfernen konnte; auch trug jedes Pferd eine Schelle, damit man sie des Morgens ohne viele Mühe wieder finden konnte. Es wurde ein großes Feuer angezündet und die Mahlzeit bereitet. An Appetit fehlte es nicht; der Wildbraten oder die Taubensuppe schmeckten vortrefflich. Als die Nacht herein brach, wickelte sich jedes in seinen Teppich und legte sich mit den Füßen

nach dem Feuer aufs Moos oder Gras schlafen. Die ersten Nächte konnte Christine fast kein Auge zumachen. Die Wölfe heulten durch den Wald, und hie und da schrie eine Wildkatze oder ahmte ein Panther das Weinen eines Kindes nach. Doch die Jäger versicherten, es sei keine Gefahr; denn so lange das Feuer brannte, wagten sich diese Bestien nicht heran. So wurde denn auch die ganze Nacht das Feuer unterhalten, und mit der Zeit gewöhnte man sich daran und schlief sanft und sicher. Uebrigens befahlen sich die Reisenden ja auch jeden Abend der treuen Fürsorge des Allmächtigen; sangen wohl auch vor dem Schlafengehen ein Abendlied wie z. B. den schönen Vers:

„Herr, dein Auge geht nicht unter,
Wenn es bei uns Abend wird;
Denn du bleibest ewig munter
Und bist wie ein guter Hirt,
Der auch in der finstern Nacht
Ueber seine Herde wacht.
Darum hilf uns, deinen Schafen,
Daß wir alle sicher schlafen!"

Eines Abends kurz vor Mitternacht wurde Ehrlich durch das Wiehern der Pferde und das Gewinsel der Jagdhunde geweckt. Sonst blieben die Pferde gewöhnlich die ganze Nacht im Wald und weideten; aber jetzt schienen sie ängstlich das Lager aufzusuchen. Die Hunde wurden unruhig und krochen winselnd und klaffend hin und her. Es mußte offenbar irgend eine Gefahr nahe sein.

„Bleib juscht ruhig liege", flüsterte Eichelberger, und griff nach der neben ihm liegenden geladenen Flinte. Nachdem er auch den Hunden Ruhe geboten, blickte er in die Finsternis hinein nach der Richtung, wo die Hunde etwas witterten. Bald leuchteten aus der Finsternis zwei feurige Kohlen hervor. Das

Lagerfeuer war ziemlich abgebrannt, und es mußte sich irgend eine Bestie in die Nähe gewagt haben.

„Seht ihr selli feirige Auge? Haltet eire Bixe redde. Ich will z'erst schieße. Wann ich net treff, dann baßt uff."

Ohne sich von der Stelle zu bewegen, auf dem Bauche liegend, zielte er zwischen die feurigen Augen. Er drückte los, und kaum knallte die Büchse, da ertönte ein greller Schrei durch die Nacht, es that einen schweren Fall und die Hunde ließen sich nicht mehr halten. Voher warf Holz aufs Feuer und im aufflackernden Licht sah man kaum fünfzehn Schritt vom Lager die Hunde im Kampf mit einem mächtigen Panther. Eichelberger hatte gut gezielt. Nach kurzem Kampf verendete das Tier.

„Die Katz macht uns ke Druwel meh", sagte der Jäger und gab der Bestie einen Tritt mit dem Fuß.

Nach etwa vierzehntägiger Reise kam man an den Hocking-Fluß, etwa in der Gegend, wo heute die Stadt Athens steht. Nachdem man den Fluß an einer seichten Stelle durchwatet hatte, ging man auf dem westlichen Ufer flußaufwärts bis etwa 12 Meilen oberhalb der Fälle, da, wo der Little Hocking und die Rush Creek den Hocking bilden. Nahe dem jetzigen Städtchen Sugar Grove wählte sich Ehrlich eine ziemlich hoch gelegene Stelle in der Nähe des Flusses als den Ort seines künftigen Heims. Ein Amerikaner, Captain Hunter, hatte sich einige Jahre vorher etwa fünf Meilen weiter westlich niedergelassen. Das war sein nächster Nachbar. Hunter war der erste weiße Ansiedler am oberen Hocking-Fluß, und als er sich in dieser Wildnis niederließ, hatte er wohl auf fünfzig Meilen keinen weißen Nachbar. Nun hatten unsere Pfälzer das Ziel ihrer Wanderungen erreicht. Hier sollte ihr zukünftiges Heim erbaut werden.

Kapitel 13.—Die erste Blockhütte.

„In jedes Haus, wo Liebe wohnt,
Da scheint hinein auch Sonn' und Mond,
Und ist's auch noch so ärmlich klein,
Der Frühling kommt doch noch hinein."

Die Stelle, wo das neue Heim sollte errichtet werden, hätte für einen Einsiedler ein ideales Plätzchen abgegeben. Etwa zweihundert Fuß davon floß der Hocking ruhig vorbei. In zehn Minuten konnte man fast zu irgend einer Zeit mit der Angel oder dem Netz eine Mahlzeit der schmackhaftesten Fische fangen. Etwa halbwegs den kleinen Abhang hinunter sprudelte ein klarer Quell des besten Wassers. Das Land war hügelig und mit dem prächtigsten Wald bedeckt. Der Boden mußte ungemein fruchtbar sein, nach der üppigen Vegetation zu urteilen, die überall zu sehen war. Hier wollte man sich niederlassen und mit Gottes Hilfe die Wildnis in einen Garten umwandeln.

Zuerst mußte für vorläufiges Obdach gesorgt werden, denn das Errichten einer auch noch so einfachen Blockhütte mußte doch einige Wochen in Anspruch nehmen. Vier mit Gabeln versehene junge Baumstämme wurden in die Erde eingesetzt und von einer Gabel zur anderen starke Stangen gelegt; darüber Aeste mit Laub und Gesträuch, schließlich etwas Gras und Schilf, und das Dach war fertig. Gegen die Kälte brauchte man noch keinen Schutz; wohl aber machte sich die Hitze schon ziemlich fühlbar. Außerhalb der Hütte hing man die Kessel an eine junge Eichenstange zwischen zwei in die Erde getriebene Gabeln, und auch die einfache Küche war gemacht.

Nun wurden Baumstämme gefällt, um ein sogenanntes „Log Cabin" zu errichten. An den Enden

wurden die Stämme eingehauen, damit sie beim Aufeinanderlegen an den Ecken in einander griffen. Die untere und obere Seite jedes Stammes wurde nach einer gezogenen Linie behauen, damit sie dicht auf einander lagen. Das Haus sollte zwei Räume enthalten, jeder etwa 15 bei 18 Fuß. Der Fußboden wurde aus gespaltenen, mit dem Beil glattgehauenen Stämmen gemacht. Jedes Zimmer hatte nebst der Thür zwei Oeffnungen; Fenster konnte man sie kaum nennen, denn es fehlte das Glas. Auch die Thür wurde aus gespaltenen Baumstämmen gemacht und auf hölzernen Angeln eingehängt. Die Zimmer waren etwa acht Fuß hoch, und die Decke bildeten auf Querbalken ruhende gespaltene Stämme. Das Dach wurde von übereinander gelegten Brettern („Clapboards") gemacht und diese mit Baumstämmen und Steinen belegt, damit sie der Wind nicht abblies, da man keine Nägel hatte, sie zu befestigen. An dem ganzen Gebäude war kein Stückchen Eisen. Am Ende des einen Zimmers ließ man in der Rückwand eine große Oeffnung, die später mit Steinen und Lehm ausgemauert wurde, in der Gestalt eines mächtigen Herdes und Schornsteins.

Auch die ganze innere Einrichtung machte man aus gespaltenen Baumstämmen. Stühle, einen Tisch und sogar Bettstellen wurden auf diese Weise hergestellt. Zum Lager wurde Moos herbeigeschafft, bis später Stroh benutzt werden konnte. Während die Männer am Haus arbeiteten, sorgte Christine für das Essen. An Fleisch und Geflügel fehlte es nicht. Der Wald war voll Beeren, und der Fluß lieferte frische Fische. Korn und Bohnen hatten sie von Marietta mitgebracht, und man ließ sich's nach gethaner Arbeit gut schmecken. Nach etwa dreiwöchentlicher schwerer Arbeit war das neue Heim fertig, und die Männer

waren stolz darauf; denn von der Schwelle bis zum Dach war alles ihrer eigenen Hände Werk. Später wurde hinter dem Haus auch noch ein Schuppen für die Pferde errichtet; denn unsere Deutschen konnten nicht daran denken, ihr Vieh im Freien wintern zu lassen, wie das so manchmal die Amerikaner thaten.

Nun ging's an's Klären des Landes. Das zum Bau der Hütte gefällte Holz hatte ja schon eine Lücke in den Wald gemacht. Doch es waren zumeist nur die kleineren Stämme, die man dazu hatte benutzen können. Die großen Bäume standen noch. Diese umzuhauen und das Land urbar zu machen, war keine leichte Arbeit. Eichen von drei bis vier, ja fünf Fuß im Durchmesser, fast ebenso dicke Buchen, Eschen, Ahorn und Walnuß, alles wurde zusammengehauen, mit den Pferden auf Häufen geschleppt und verbrannt. Wenn man heute das feine Nußholz hätte, das man damals einfach verbrannte, nur um es los zu werden und das Land zu säubern, würde man sich reich schätzen. Aber was wollte man auch mit dem feinsten Holz anders machen? Man brauchte das Land, um Brot zu ziehen. Das Holz hatte keinen Wert. Der Amerikaner hat sogar heute, nach hundert Jahren, den großen Wert des Holzes noch nicht erkannt; sonst würde er dem unvernünftigen Verwüsten der Wälder Einhalt thun. Unser Pfälzer dachte freilich oft, wenn er mit der Axt an eine mächtige Eiche oder einen feinen Nußbaum ging: Es ist doch jammerschade um diese prächtigen Bäume! Wenn die im „Badischen Ländle“ wären, könnte man dafür schweres Geld lösen. Aber hier galt keine Schonung. Einen Tag um den andern, von früh morgens, bis die Sonne unterging, hörte man die schweren Axthiebe der Holzhauer, und die bisher ungestörte Waldesstille wurde unterbrochen von dem Fallen der Baumriesen,

daß die Erde zitterte, wenn so ein Koloß sein stolzes Haupt neigte. Auch Christine und die Kinder halfen mit. Sie schürten die Feuer und sammelten Reiser und Aeste; denn es galt sobald wie möglich etwas Land klar zu haben, um noch Korn pflanzen zu können. Es war Ende Juli, bis die Hütte fertig war. Man machte zwar noch den Versuch, etwas Korn zu pflanzen; jedoch es war schon zu spät, um ordentlich zu gedeihen. Aber es gab doch wenigstens Futter für die Pferde.

Beeren gab's im Wald in Hülle und Fülle, im Spätjahr auch Nüsse, die man einsammelte und für den Winter trocknete. Als das Wetter anfing kalt zu werden, wurden die Fugen in den Wänden der Blockhütte mit Lehm ausgefüllt und die Fensteröffnungen mit geschmiertem Papier beklebt, so daß die Räume doch leidlich warm gehalten werden konnten. An Holz brauchte man ja nicht zu sparen bei der Feuerung. Oft wurde ein ganzer Baumstamm so groß wie die Thüröffnung hineingewälzt und bildete die Rückwand des Herdes. Das gab eine Glut, daß auch beim kältesten Wetter man davor sich gemütlich wärmen konnte. Das Klären wurde den ganzen Winter fortgesetzt, nur daß jetzt Ehrlich meistens allein arbeitete, da seine beiden Gäste täglich auf die Jagd gingen. Die Jagd war sehr ergiebig, und im Lauf des Winters ging auch Ehrlich öfters mit und erlegte mehrere Hirsche und sogar zwei Bären, deren Pelze bei der Kälte gut zu Decken benutzt werden konnten.

Einsam war es allerdings, besonders in der ersten Zeit; aber man schickte sich drein. Des Sonntags nahm Ehrlich seine Bibel, sein Gesangbuch und sein „Wahres Christentum“ oder seinen „Herzensspiegel“ und hielt Gottesdienst, sowie er auch aus Starks Handbuch jeden Tag den Morgen- und Abendsegen las. Am Sonntag-Nachmittag, sowie auch an den

Wochenabenden und hie und da an Regentagen, wo man im Haus bleiben mußte wurden die Kinder unterrichtet im Lesen, Schreiben, Rechnen, Singen, im Katechismus und in der biblischen Geschichte. War es auch einsam, so lebte man doch zufrieden und kümmerte sich wenig um das Treiben der Welt. An Beschäftigung fehlte es nie, und wenn auch hie und da eine Anwandlung von Heimweh die neuen Ankömmlinge überfiel, so suchten sie in der Arbeit Zerstreuung, vertieften sich in Gottes Wort und schütteten ihr Herz im Gebet vor Gott aus. Ja, Gott, der alte Gott, lebte auch hier noch, und je weniger sie von der Welt und ihrem Treiben sahen, desto inniger wurde ihr Verhältnis zu dem, der auch in der Einsamkeit bei uns ist.

Kapitel 14.—Besuch.

„Nichts bessres weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen
Als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei,
Wenn hinten weit, in der Türkei,
Die Völker aufeinander schlagen."

Mehrere Mal im Lauf des Winters besuchte Capt. Hunter seine deutschen Nachbarn, und Ehrlich wiederholte auch den Besuch. Da wurde rechte, aufrichtige Gastfreundschaft geübt. Man bot seinen Gästen das Beste, was man hatte. Ein Besuch war damals nicht ein solch alltägliches Vorkommnis wie bei uns, daß man oft mißmutig wird, wenn man ihn kommen sieht, und sich freut, wenn er die Hand zum Abschied reicht. Eben weil man selten zusammenkam, schätzte man sich um so höher. Man saß gemütlich am Herdfeuer, rauchte sein Pfeifchen und erzählte

sich allerlei. Mit Spannung hörte Hunter von seinem neuen Nachbar, wie es im alten Vaterland zugehe, und jener erzählte diesem von seinen Kämpfen mit den Indianern. Bei diesen Unterhaltungen spielte Eichelberger den Dolmetscher, bis Ehrlich nach und nach etwas Englisch lernte. Auch ein anderer Nachbar Namens Jakob Faust, der etwa fünf Meilen weiter östlich nach dem heutigen Zanesville zu wohnte, besuchte die neuen Ankömmlinge, und das war selbstverständlich eine besondere Freude, in dieser Wildnis einen deutschen Landsmann zu treffen. Wenn sie auch der Entfernung wegen nur selten zusammenkamen, so wurden die Familien doch bald intime Freunde und leisteten sich gegenseitig manchen Dienst. Der nächste Nachbar war freilich 5 Meilen weit entfernt; aber man war doch nicht allein in der Wildnis. In einem halben Tage konnte man zu Pferde hin. Nachdem man den Weg einige Mal zurückgelegt hatte, kam's einem auch gar nicht mehr so weit vor.

Uebrigens bekamen Ehrlichs auch anderen Besuch, der ihnen in der ersten Zeit etwas unliebsam war, an den sie sich aber auch mit der Zeit gewöhnten. Die Gegend bei der jetzigen Stadt Lancaster hatte dem Indianerstamm der Wyandottes gehört. Nach dem Friedensschluß zu Greenville im Jahre 1795 hatte der Stamm sein altes Jagdgebiet verlassen und war nach Upper Sandusky gezogen. Aber es hielten sich immer noch eine Anzahl Krieger in dem heutigen Fairfield (wozu auch Perry gehörte) und Hocking County auf. Sie konnten sich nicht trennen von den Gräbern ihrer Väter; ihr Herz hing an den alten Jagdgründen. Der Urwald, in dem sie geboren und aufgewachsen waren und jeden Strom, jede Quelle, ja jeden Fels und Baum kannten, war ihr Heim, und nun mußten

sie zusehen, wie die ehrwürdigen Baumriesen unter der Axt des weißen Manns in den Staub gelegt wurden. Finsteren Blickes schlichen sie durch die Wälder; das Aufblühen der weißen Ansiedlungen war ihnen wie Wermut. Ehrlich betrachtete die Wilden zuerst mit etwas Argwohn, und sonderlich sein armes Weib stand manche Angst aus, wenn die Indianer ihre Hütte besuchten und ihr Mann vielleicht weitab im Wald beschäftigt war. Doch fanden sie bald, daß die Indianer bei rechter Behandlung harmlose Menschen waren. Unsere Deutschen behandelten ihre sonderbaren Gäste immer freundlich, und man gewann sie bald zu Freunden. Oft teilten die Indianer mit Ehrlich ihre Jagdbeute, und auch er ließ keinen hungrig von seiner Hütte gehen.

Captain Hunter hatte mit den Indianern manchen Strauß gehabt. Er wohnte nämlich schon etwa 10 Jahre am oberen Hocking und machte die Schreckenszeit von 1794 mit, wo kein Weißer nördlich vom Ohio-Fluß seines Lebens sicher war. Durch die zunehmende Einwanderung fühlten sich die Rothäute in ihren Jagdgründen beengt. Ihre Väter hatten in diesem Jägerparadies seit Jahrhunderten ungestört das Wild verfolgt, und nun kamen die weißen Eindringlinge und lichteten die Wälder und verscheuchten die Jagdbeute. Gewissenlose Abenteurer hatten an den arglosen Indianern ihren Mutwillen ausgeübt und sie wie wilde Tiere niedergeschossen. Dazu kam noch das Aufhetzen der Wilden durch die Engländer, so daß ein förmlicher Vernichtungskrieg ausbrach. Es wäre den weißen Ansiedlungen im östlichen, südlichen und mittleren Ohio schlimm ergangen wenn ihnen ihre Brüder südlich vom Ohio aus dem heutigen Kentucky nicht zu Hilfe gekommen wären. Solche Häuptlinge wie Logan, Corn Planter, Little Turtle

und Red Hawk waren gefährliche Feinde. Sie kannten jeden Schlupfwinkel, waren an Entbehrungen aller Art gewöhnt, schlau und verschlagen wie das Wild, dem sie täglich nachstellten. Sie kämpften mit einer wahren Todesverachtung. Sie wählten fast nie den offenen Kampf, sondern überfielen bei einbrechender Nacht die einsame Hütte des Ansiedlers, erschossen die Erwachsenen, stahlen das Vieh, schleppten die Kinder mit fort und steckten das Gebäude in Brand. Der Pionier trug sein Gewehr stets bei sich, auch bei der Arbeit. Mancher Vater ist des Abends vergeblich von den Seinen erwartet worden. Das Geheul der Wilden bei anbrechender Dunkelheit verkündigte ihnen sein Schicksal, und sie selbst fielen dem Tomahawk und Skalpiermesser zum Opfer.

Oft wenn die Gefahr zu groß wurde, schlossen sich mehrere Familien zusammen und bauten ein Fort aus aufrechtstehenden Baumstämmen mit Oeffnungen zum Schießen und an den Ecken mit Türmchen versehen. Hierher brachten sie ihr Hab und Gut, ihre Weiber und Kinder, auch ihr Vieh, sahen sich genügend mit Proviant vor, um eine Belagerung ausstehen zu können, und verteidigten sich gegen die Angriffe der Indianer. Ihre Häuser gingen dann freilich in Flammen auf; aber sie retteten doch ihr Leben.

Endlich kam die Regierung den Bedrängten zur Hilfe. Der damalige Gouvernör des Nordwestlichen Teritoriums, wozu das jetzige Ohio gehörte, General St. Clair, rückte mit einer Armee von 2000 Mann spät in 1791 aus, um die Indianer zu züchtigen. Er ließ sich jedoch von den Wilden überlisten und wurde an einem Nebenfluß des Wabash so gründlich geschlagen, daß er nach Verlust von 600 Mann durch die öffentliche Meinung gezwungen wurde, sein Amt niederzulegen. Da übernahm ein Mann das Kom=

mando, der in dem Kampf mit den Rothäuten groß geworden war, Anthony Wayne. Nach zweijähriger Rüstung schlug er die Indianer am Maumee dermaßen aufs Haupt, daß ihre Macht für alle Zeiten in Ohio gebrochen war. „Mad Anthony“, wie ihn die Indianer nannten, hatte ihnen Respekt eingeflößt. Das ganze südliche, östliche und südöstliche Ohio wurde an die Regierung abgetreten und also der weißen Ansiedlung geöffnet in dem Vertrag von Greenville, 1795.

All diese schrecklichen Zeiten hatte Capt. Hunter mit durch gemacht, und mit der größten Spannung hörten die neuen Ankömmlinge seiner Erzählung zu. Wie dankbar waren sie, daß ihnen solche Erlebnisse erspart waren. Ihr Los schien ihnen jetzt schon oft hart genug, so in der einsamen Wildnis, fast ohne jeglichen Verkehr mit ihren Mitmenschen; und doch dankten sie Gott nach solchen Erzählungen, daß sie wenigstens im Frieden leben und sich und ihre Kindlein nähren konnten. O wie viel unschuldig Blut ist in diesen Kriegen geflossen! Gewissenloses weißes Gesindel übte seinen Mutwillen an den arglosen Wilden aus, und diese rächten sich wiederum an unschuldigen Ansiedlern. An der Erbitterung der Wilden gegen unrechte Behandlung, ihrer angeborenen Abneigung gegen ein ansässiges Leben und der Trägheit der Kirche sind alle Missionsversuche mit wenigen Ausnahmen gescheitert. Sie sind ein aussterbendes Volk; bald wird man sie nur noch dem Namen nach und in der Geschichte kennen. Vor der Axt des weißen Mannes sind ihre Wälder gefallen und durch seinen Pflug ihre Jagdgründe in Saatfelder umgewandelt worden. Nur mit Wehmut kann man an das Schicksal eines Volkes denken, dem doch auch zu helfen gewesen wäre, wenn nicht auf der einen Seite Habsucht und Gefühl-

losigkeit und auf der anderen Rachgier und Verhärtung dem Evangelium von der Gnade Gottes in Christo den Weg in die Herzen verschlossen hätte.

Kapitel 15.—Es muß doch endlich Frühling werden.

„Horch! Wie brauset der Sturm und der schwellende
Strom in der Nacht hin!
Schaurig süßes Gefühl, lieblicher Frühling, du nahst!“

So ging der Winter hin unter Entbehrungen aller Art; aber unsere Pfälzer blieben gesund und freuten sich über das neuerwachende Leben in der Natur, als der Frühling sich meldete. Anfangs März zapften sie die um das Gehöft stehenden Ahornbäume an, und aus dem gewonnenen Saft wurde ein köstlicher Zucker gekocht. Das war für die Kinder ein besonderes Vergnügen. Man schnitt Baumstämme etwa drei Fuß lang, spaltete sie entzwei und machte aus jeder Hälfte einen Trog, indem man ihn aushöhlte. Aus Holderzweigen, aus denen man das Mark entfernte, wurden kleine Rinnen gemacht und in die Bohrlöcher an den Bäumen eingefügt. Den herausgelaufenen Saft trug man in Kesseln zusammen und kochte ihn, bis er dick wurde und endlich durch fortwährendes Rühren sich in Zucker verwandelte. So gewann man auch einen Sirup, der zum Kornbrot vortrefflich schmeckte. Es wurde genug Zucker gemacht fürs ganze Jahr.

Anfangs April machten sich die Jäger bereit, ihre Jagdbeute zu Markt zu bringen. Die beste Gelegenheit, Pelze und dergleichen abzusetzen, war in Chilli-

cothe, einem am Scioto-Fluß gelegenen Städtchen, etwa fünf und zwanzig Meilen weiter westlich. Ehrlich entschloß sich mitzugehen, denn auch er hatte einige Pelze erbeutet und brauchte notwendig noch manches für den Haushalt und die Wirtschaft, was er dort zu finden hoffte. Die Packsättel wurden den Pferden aufgeschnürt und die Gewehre umgehängt und nun ging's den Gänsemarsch in den Wald hinein. Christine und die Kinder waren wohl anfangs etwas ängstlich; aber „der alte Gott lebt ja noch“, sagte Johann beim Abschied, und in höchstens fünf Tagen hoffte er wieder da zu sein.

Es dauerte aber etwas länger, bis er mit den beladenen Pferden wieder zurückkam. Er brachte allerlei mit: Pulver und Blei, Salz, Weizen und Saatkartoffeln, Gemüsesamen und etwas Zeug zu Kleidern. Die Heimreise dauerte etwas länger; denn er trieb vor sich her eine Kuh und zwei Schweine; auch ein halbes Dutzend Hühner hatte er erstanden. Das war eine Freude! „Eine Kuh deckt viel Armut zu“, heißt es im Sprichwort. Nun schätzte sich Christine reich. Im Mai sollte die Kuh frisch werden. Sie wurde in den Schuppen gebracht, und auch für die Schweine und Hühner wurde ein Unterkommen gefunden. O welchen Segen hat doch der Mensch an den Haustieren! Wie schändlich, daß das unvernünftige Vieh, das uns doch so treulich dient, so schmählich mißhandelt wird! Jene Nacht träumten die Kinder von Butterbrot und Pfannkuchen, und Christine beschäftigte sich schon im Geiste mit Dickmilch und Kartoffeln, Sahne und Schmierkäs, Eierkuchen und Bratwurst, Schinken, Speck, und wie die Herrlichkeiten alle heißen, die wir unsern Haustieren verdanken.

Das notwendigste Ackergerät, Haue und Spaten, hatte man sich schon von Marietta mitgebracht. Im

Laufe des Winters hatte sich Johann einen hölzernen Pflug gemacht, und sobald das Land trocken genug war, ging's ans Pflügen. Das war allerdings ein saures Stück Arbeit zwischen den Stümpfen. Jeden Augenblick stieß man an eine Wurzel, die den Pflug herauswarf oder festhielt. Da war das Pflügen drüben in der Pfalz, wie es Ehrlich in seinen jüngeren Jahren gethan hatte, ein Kinderspiel. Wo der Pflug nicht durchkonnte, half man mit Haue und Spaten nach. Etwa vier bis fünf Acker waren im Lauf des Winters geklärt worden. Nun wurde das aufgelockerte Land mit Korn und Kartoffeln bepflanzt, und Christine erhielt ein kleines Fleckchen, nahe am Haus gelegen, zum Gemüsegarten. Wie fühlte sie sich so glücklich, daß sie Salat, Zwiebeln, Rettich und Kohl pflanzen konnte! Im Spätjahr kamen auch noch Rüben dazu. Ja, der Schöpfer ist doch unendlich gütig, daß er seinen Menschenkindern so mancherlei zum Leben gegeben hat und den Fleiß ihrer Hände segnet, daß es ihnen nicht mangeln soll an irgend einem Gut. Salomo sagt: „Wer seinen Acker bauet. der wird Brots die Fülle haben." Dem Fleißigen läßt es Gott überall gelingen. Unter seinen Händen muß auch, wie Jesaia sagt, „die Wüste und Einöde lustig sein und das Gefilde fröhlich stehen und blühen wie die Lilie." In dem jungfräulichen Boden ging bei günstiger Witerung die Saat bald auf und wuchs mit erstaunlicher Schnelligkeit. Bald konnte die emsige Hausfrau aus dem Garten jungen Salat, Erbsen, Bohnen und Rettich holen. Und wie schmeckte das junge Gemüse so trefflich zum Wildpret und den frischen gebratenen Fischen! Der König konnte keine bessere Kost haben, und da der mitgebrachte Weizen, auf der Handmühle gemahlen, ein zwar grobes, aber gesundes Mehl machte, konnte man zur Abwechslung

auch Weizen- statt Kornbrot essen. In einem gedeckten eisernen Topf (Dutch oven) wurde der Teig in der heißen Asche gebacken. Später baute Johann im Hof aus Lehm einen Backofen.

Im Spätsommer machten Ehrlichs bei ihrem Nachbar Faust einen Besuch. Das waren immer frohe Tage, wo man sich traulich in seiner deutschen Muttersprache unterhielt und sich gegenseitig tröstete unter den mancherlei Mühseligkeiten, die das Pionierleben mit sich brachte. Faust hatte vor einigen Jahren Apfel- und Birnbäume gepflanzt, und die jungen Bäume trugen dies Jahr die erste Frucht. Mit Vergnügen betrachtete man das schöne Obst, und ehe der Besuch heim ging, wurde einiges aufgetragen. Das war ein Genuß! Es geht doch nichts über einen Biß in die saftige Frucht des Apfelbaumes. Wie schön hat Ludwig Uhland den Apfelbaum beschrieben in seinem Liede:

„Bei einem Wirte wundermild,
Da war ich jüngst zu Gaste;
Ein goldner Apfel war sein Schild
An einem langen Aste.

Es war ein guter Apfelbaum,
Bei dem ich eingekehret;
Mit süßer Kost und frischem Schaum
Hat er mich wohl genähret.

Nun fragt' ich nach der Schuldigkeit,
Da schüttelt er den Wipfel.
Gesegnet sei er allezeit
Von der Wurzel bis zum Gipfel!"

Beim Heimgang nahmen Ehrlichs Samenkörner und auch etwas Obst mit. Im Frühjahr wurden die Körner gepflanzt, und man hatte den Anfang zu einem Obstgarten, der in späteren Jahren überreichlich

trug. Später kamen auch noch Kirschen und Pfirsiche dazu, so daß bald ein Obstreichtum vorhanden war, den man manches Jahr nicht zu bergen wußte.

Als eines Tages Christine eben beim Backen war und Johann mit dem Aeltesten im Kornfeld arbeitete, hörte sie die Gluckhenne, deren Küchlein schon ziemlich herangewachsen waren, ängstlich umherflattern und schreien. Da mußte etwas nicht recht sein. Mit ängstlicher Sorgfalt hütete sie ihre Hühner. Sofort lief sie hinaus, um zu sehen, was los war, und sah zu ihrem Schrecken, wie eine mächtige Klapperschlange in der Nähe des Hühnerstalles sich aufgeringelt hatte und den Kopf emporhob, als ob sie nach einem der Küchlein haschen wollte. Da war kein Augenblick zu verlieren. Um Hilfe konnte sie nicht rufen, denn bis sie ihren Mann gerufen hätte, konnte das giftige Tier schon ein Küchlein ergriffen haben; erschlagen konnte sie das Reptil auch nicht, denn wenn sie sich in die Nähe wagte, konnte sie von ihrem tödlichen Biß getroffen werden. Kurz entschlossen eilte sie ins Haus, ergriff die über der Thür hängenden stets geladene Flinte und zielte so wohl, daß nach dem gefallenen Schuß die Schlange sich im Todeskampf wand. Es war überhaupt eine Aufgabe, in der Wildnis Hühner zu ziehen. Nicht nur Schlangen, sondern auch Füchse, Wiesel, Waschbären und sonstiges Getier stellte ihnen nach. Auch Schweine mußten sorgsam verwahrt werden, sonderlich die jungen, vor Wölfen, Wildkatzen und Panther. Immer wieder schlichen sie sich bei Nacht in den Hof und suchten Beute.

Kapitel 16.—Im dunklen Thal.

„Es ist ein Schnitter, der heißt Tod,
Der hat Gewalt vom höchsten Gott.
Heut' wetzt er das Messer;
Es schneid't schon viel besser.
Bald wird er drein schneiden;
Wir müssen's nur leiden.
Hüte dich, schöns Blümelein!"

Der zweite Sommer neigte sich seinem Ende zu. Die Tage wurden schon bedeutend kürzer. Das Welschkorn war bereits abgehauen und stand auf Haufen, um ausgebrochen zu werden. Das neue Land hatte eine reichliche Ernte getragen. Die goldenen Aehren hingen halbarmlang an den dicken Stengeln. Johann war dabei, seine Kartoffel einzuheimsen. Auch hier war Gottes Segen reichlich zu spüren. Was man nicht für die nächste Zeit brauchte, wurde auf einen großen Haufen geschüttet, zuerst mit dürrem Gras und Kartoffelstroh und darnach mit einer dicken Schicht Erde zugedeckt, um sie vor dem Frost zu schützen, da man keinen Keller hatte. Aehnlich machte man's auch mit den Weißrüben und andern Wurzelgemüsen und dem Kohl, was alles der Gemüsegarten so reichlich geliefert hatte. Die Kuh mit ihrem jungen Rind hatten reichlich Futter, so auch die Pferde. Zu dem Kornfutter hatte man etwas Gras gemäht und Heu gemacht. Man sah also getrost dem Winter entgegen. Man hatte sich schon etwas wohnlicher eingerichtet, und es ließ sich erwarten, daß der zweite Winter jedenfalls erträglicher sein würde als der erste. Die Kinder waren gesund und munter. Bei der einfachen Kost und frischen Luft blühten sie wie die Rosen. Die Eltern hatten ihre Lust daran. Das war eine helle Freude, wenn sie alle bei den Mahlzeiten tüchtig

einhauen konnten und des Nachts schliefen wie nur ein gesundes Kind schlafen kann. Oft standen Ehrlich und sein Weib vor dem Bett und ergötzten sich an ihren Lieblingen.

Anfangs November fiel ein kalter Regen. Der Hof wurde schmutzig, und die schwammige Erde des Waldes sog die Feuchtigkeit ein, daß man bei jedem Tritt im Wasser patschte. Die Kinder waren ans Freie gewöhnt und blieben auch jetzt nicht im Haus. Sogar der kleine Jakob, der jetzt schon munter gehen konnte und anfing zu reden, entwischte der Mutter in den naßkalten Hof, und ehe sie's gewar wurde, mußte er mit nassen Füßen hereingetragen werden. Man achtete zwar nicht viel darauf, denn der junge war kern gesund und konnte schon etwas vertragen.

Eines Abends, die Kinder schliefen schon etwa eine Stunde, Christine flickte dem Kleinsten die Höschen und Johann schälte Korn für die Hühner, da hustete der Junge ganz eigentümlich.

„Der Kleine hat sich tüchtig erkältet“, sprach Ehrlich.

„Ich kann ihn eben nicht im Hause behalten, und sobald er vor die Thüre tritt hat er nasse Füße“, antwortete Christine.

„Wenn das nur nicht etwas absetzt“, entgegnete ihr Mann, dem der Kleine besonders an's Herz gewachsen war.

„Du wirst doch nicht meinen, daß es mehr wie eine gewöhnliche Erkältung ist“, versetzte ängstlich Christine.

„Ich hoffe nicht; aber so rauh hat das Kind doch noch nie gehustet.“

Noch einige Male während der Nacht wiederholte sich der Husten, und die Eltern fuhren jedesmal erschreckt aus dem Schlaf empor. Den nächsten Tag

wurde dem Jungen Syrup mit Zwiebelsaft eingegeben, und den Tag über war er ziemlich munter; aber die zweite Nacht fuhr er plötzlich aus dem Schlaf empor und konnte fast keinen Atem mehr kriegen. Christine legte ihm Umschläge von heißem Bärenfett und gebratene Zwiebel um den Hals und auf die Brust. Er wurde wieder ruhiger. Die Eltern saßen am Bette und bewachten ängstlich jede Bewegung. Eine Stunde nachher warf er die Hände in die Höhe, riß den Mund auf und fing an mit heißerer Stimme zu weinen. Die Mutter nahm ihn auf, nun kam der Husten mit solcher Heftigkeit, daß er dem Bellen eines Hundes ähnelte. Aengstlich lief die Mutter mit ihrem Kleinen im Zimmer auf und ab und liebkoste es. Nachdem es eingeschlafen war, legte sie es wieder in's Bett, doch es dauerte nicht lange, so kam der Husten schlimmer als vorher. Die Augen traten förmlich aus ihren Höhlen. Krampfhaft umschlang der Kleine mit seinen Armen den Hals seines Vaters, der ihn aufgenommen hatte. Die Stimme versagte ihm, sein Schreien war nur noch ein heiseres Keuchen. „Helft mir doch! Ich ersticke!" schien das Kind zu sagen. Ja, es war, als ob ihm langsam die Kehle zugezogen würde. Alle Hausmittel, die man zur Hand hatte, wurden angewandt, aber umsonst. Die bläuliche Gesichtsfarbe zeigte nun zu deutlich, daß, wenn nicht bald der Anfall nachließ, es um das Leben des Kindes geschehen sei.

„Ach Gott, erbarme dich über unser armes Kind, und laß es doch nicht elendiglich ersticken!" schrie Christine in ihrer Angst.

„O Herr, wo sollen wir hin um Hilfe in dieser Wildnis?" fiel Ehrlich ein.

Indessen waren auch Philipp und Marie aufgewacht und weinten in ihrer Angst um das Brüder=

chen. Nach stundenlangem Kampf wurde das Kind endlich ruhiger, aber es war nicht die Ruhe der Besserung. Nein, es hatte den furchtbaren Kampf nun bald überstanden. Der Tod ließ sein Opfer nicht los. Als die Sonne aufging, hielt Christine ihr Kindlein als Leiche in den Armen. Sie legte es aufs Bett, und man konnte an ihm keine Spur des schrecklichen Kampfes sehen, den es durchgemacht hatte. Es lag wie im süßen Schlafe. Nur die Rosen auf seinen Wangen hatten sich in Lilien verwandelt. Die Engel hatten seine Seele in Abrahams Schoß getragen.

Und nun saßen die Eltern und ihre beiden Kinder bei der Leiche. Immer und immer wieder ergriffen sie die kalten Hände und küßten die bleichen Lippen. Den ganzen Tag mochte sich fast keins rühren. Es war Totenstille im Hause. Und als die nächste Nacht kam und Philipp und Marie schliefen vor Müdigkeit, schluchzte Christine, als ob ihr das Herz brechen wollte und ihr Mann versuchte vergeblich sie zu trösten; war ihm doch selbst zu Mute, als ob er in seiner Not verzweifeln müßte. „Was Gott thut, das ist wohlgethan“, sagte er schluchzend.

„Ja, ich weiß es, aber es ist doch hart, so plötzlich und auf so schreckliche Weise das liebe Kind sterben zu sehen.“

„Es ist im Himmel besser daran als bei uns in diesem Jammerthal.“

„Ja, auch das weiß ich; aber das Herz will mir brechen, wenn ich an sein Angstgeschrei denke.“

„Nun, Christine, wir werden's ja wiedersehen am jüngsten Tag.“

„Wenn ich diese Hoffnung nicht hätte, müßte ich auch rein verzweifeln im Elend.“

„Christus sagt ja von den Kindlein: Solcher ist das Reich Gottes“, sprach ihr Mann.

„Gott Lob, daß wir das wissen! Gott hat ja unser Kind schon in der Taufe als sein Kind angenommen. Er hat freilich ein Recht, zu thun mit dem Seinen, was er will. Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen, gelobet sei der Name des Herrn!“ schluchzte Christine.

Gleich am nächsten Tage nach dem Tode des Knaben war Philipp hinüber geritten nach Fausts und hatte ihnen die Nachricht gebracht und zugleich angezeigt, daß sie das Kind am darauffolgenden Tag begraben wollten. Johann hatte aus rauhen Brettern einen Sarg gezimmert und auf einen Hügel, den man vom Hause aus leicht übersehen konnte, ein kleines Grab gegraben. Etwa um 10 Uhr kamen der Nachbar und seine Frau und bezeugten ihr herzliches Beileid mit der heimgesuchten Familie. Man trug den kleinen Sarg hinaus und senkte ihn ins kühle Bett der Erde. Es war den armen Eltern, als ob man ein Stück ihres Herzens begrübe. Nun empfanden sie recht, wie sehr sie vereinsamt waren. Nicht einmal einen Pastor hatten sie bitten können, um sie an dem Grabe ihres Kindes zu trösten und die geliebte Leiche einzusegnen. Ehrlich und sein Nachchbar senkten die Leiche ins Grab. Der arme Vater verlas mit Seufzen das Lied aus dem Gesangbuch:

„Zieh hin, mein Kind;
Denn Gott selbst fordert dich aus dieser argen Welt.
Ich leide zwar, dein Tod betrübet mich:
Doch weil es Gott gefällt, so unterlass' ich alles Klagen
Und will mit stillem Geiste sagen:
Zieh hin, mein Kind!

Zieh hin mein Kind;
Im Himmel findest du, was dir die Welt versagt;
Denn nur bei Gott ist Ruh', da wird kein Schmerz erfragt;
Hier müssen wir in Aengsten schweben,
Dort kannst du ewig fröhlich leben.
Zieh hin, mein Kind!

Zieh hin, mein Kind!
Wir folgen alle nach, sobald es Gott befiehlt.
Du eilest fort, eh' dein Herz Ungemach in spätren Jahren fühlt.
Wer lange lebt, steckt lang' im Leide;
Wer frühe stirbt, kommt bald zur Freude.
Zieh hin, mein Kind!

Zieh hin, mein Kind!
Die Engel warten schon auf deinen frommen Geist,
Du siehest auch, wie Gottes lieber Sohn dir schon die Krone weist
Nun wohl, dein Seelchen ist entbunden;
Du hast im Herren überwunden.
Zieh hin, mein Kind."

Nach diesem Liede verlas er noch die Schriftstelle Mark. 10, 13—16, sprach ein herzliches Gebet und schloß mit dem Vater-Unser. Nachbar Faust füllte das Grab, und man ging traurigen Schrittes ins Haus zurück.

Das war ein Tag, den sie in ihrem Leben nie vergaßen. So hatten sie noch nie die Gemeinschaft der Gläubigen vermißt. Es ist schon schlimm genug, ein liebes Kind zu begraben, wenn man den tröstenden Zuspruch des Dieners am Wort hat; aber so ganz mutterseeelenallein an einem offenen Grab zu stehen! Nun begriffen sie erst recht, daß sie auf fremder Erde standen und in der Wildnis wohnten. Ja, sie waren im dunklen Thal. Den Abend verlas Ehrlich bei der Hausandacht den 23. Psalm, und als er an die Verse kam: „Und ob ich schon wanderte im finstren Thale, so fürchte ich kein Unglück; denn du bist bei mir", war's ihnen, als ob ihre Herzen ruhiger wurden. Ja, Gott war bei ihnen, auch in diesem Unglück. Sein Wort war ihr Trost, sie wollten nicht verzagen. Der alte Gott lebte noch, und sie wußten, der Balsam seiner Verheißungen würde auch diese Wunde heilen.

Kapitel 17—Hungrige Seelen.

„Wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser, so schreiet meine Seele, Gott, zu dir. Meine Seele dürstet nach dem lebendigen Gott.“

Seit dem Tode ihres Kindes vermißten Ehrlichs noch mehr als sonst den Segen des öffentlichen Gottesdienstes. Gott hatte ihnen zum Ersatz nach drei Jahren ein gesundes Töchterlein beschert. Johann saß eines Sonntag-Abends und las beim Lichte des aufflackernden Kaminfeuers den 42. Psalm laut vor. Die Kinder schliefen, das jüngste in den Armen der Mutter. Schon beim ersten Vers konnte man merken, daß ihn etwas tief ergriff. „Wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser, so schreiet meine Seele, Gott, zu dir. Meine Seele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott.“ Als er an den 5. Vers kam und las: „Denn ich wollte gerne hingehen mit dem Haufen und mit ihnen wallen zum Hause Gottes, mit Frohlocken und Danken, unter dem Haufen, die da feiern“, brach Christine in lautes Schluchzen aus, und ihr Mann mußte das Lesen einstellen, so zitterte seine Stimme.

„O Johann, werden wir denn jemals wieder Gelegenheit finden, zur Kirche zu gehen? Ich könnte alles andere geduldig ertragen und mich ohne Murren fügen in mein Schicksal, wenn ich nur wieder eine kirchliche Heimat hätte für mich und meine Kinder.“ Dabei blickte sie auf den in ihrem Schoß sanft schlummernden nun sechs Wochen alten Säugling.

„Ja“, sagte Johann, „mir hat es auch schon viel Sorge gemacht, sonderlich um die Kinder. Wir haben ja versucht, so gut es geht, sie zu unterrichten; aber

es ist doch ein elend, jämmerlich Ding. Einmal ist man todmüde; dann fehlt die Zeit, dann haben die Kinder notwendig zu thun. Wie oft unterbleibt der Unterricht; und dann ist unsereiner eben doch weder Schulmeister noch Pfarrer, der das Unterrichten gelernt hat. Was wollen wir auch mit dem Kleinen machen? Es soll doch getauft werden?"

So groß ihre Freude war über die Geburt des Töchterleins, so traurig waren die Eltern, wenn sie jetzt an ihre vereinsamte Lage dachten. Die Kinder hatten ja leidlich lesen, schreiben und rechnen gelernt. Auch die fünf Hauptstücke und eine ganze Anzahl biblischer Geschichten wußten sie. Die alten Kernlieder unserer evangelisch-lutherischen Kirche sangen sie mit bei den täglichen Andachten; aber es fehlte doch noch sehr viel an ihrer christlichen Erziehung. Philipp war nun bereits 12 und Marie 10 Jahre alt. O was hätte Ehrlich jetzt darum gegeben, wenn er die Gelegenheit hätte haben können, die er im alten Mosbach so oft verschmäht hatte! Wie oft dachte er an das Wort seines frommen Vaters: „In dem wilden Amerika werdet ihr selbst verwildern, und eure Kinder werden aufwachsen wie die Heiden." Ja, er mußte gestehen, wenn sie nicht Gottes besondere Gnade davor bewahrte, mußte sich diese böse Prophezeiung erfüllen. Er selbst spürte es oft, daß es schwer hielt, im Glauben standhaft zu bleiben, oder darin zu wachsen, so ganz abgeschlossen von aller christbrüderlichen Gemeinschaft. St. Paulus sagt: „So kommt der Glaube aus der Predigt." Der Segen des öffentlichen Gottesdienstes, der lebendigen Verkündigung des Wortes, des gemeinsamen Gesanges und Gebets und die Teilnahme am Sakrament ist gar nicht mit Worten zu beschreiben. Hier gilt auch das Sprichwort:

„Man vermißt das Wasser nicht, bis der Brunnen versiegt ist.“ Diese Pioniere in Ohio waren wie Schafe ohne Hirten. Ihre geistliche Not war viel größer als die leibliche. In der leiblichen konnten sie sich in einigen Jahren selber helfen; aber wie sollte ihrer geistlichen Not abgeholfen werden? Es zogen ja von Jahr zu Jahr mehr Einwanderer ins Land; aber immerhin wohnten die Leute sehr zerstreut, und das Sammeln von Gemeinden war eine überaus schwierige Sache. Sonderlich auch deswegen, weil viele bloß ihren irdischen Vorteil suchten und sich um ihr Seelenheil gar nicht kümmerten. Ihr Herz hing am Mammon, und diesem Gott dienten sie. So kam es, daß sie gegen Kirche und Predigt immer gleichgiltiger wurden, und zwischen ihnen und Heiden wenig Unterschied war. Doch gab es auch gnadenhungrige Seelen, die wohl ohne viel Ueberlegung in die Wildnis gezogen waren, denen aber jetzt die Augen aufgingen, und die wirklich nach den Gnadenmitteln hungrig und durstig waren.

Unter diesen Letztern waren auch Ehrlich und sein treues Weib. Das war ihr tägliches Gebet, ihr sehnlicher Wunsch, daß doch Gott recht bald einen Reiseprediger zu ihnen senden möchte. Insonderheit seit das kleine Töchterlein geboren war, fühlten sie das Bedürfnis nach einem Diener Gottes, der ihrem Kindlein die heilige Taufe brächte. Selbst wollten sie es nicht taufen, so lange sie die Not nicht dazu zwang. Und doch, wie lange müßten sie am Ende warten bis ein Prediger in ihre Einsamkeit kam?

Ihre äußeren Verhältnisse besserten sich von Jahr zu Jahr. Der Entbehrungen wurden weniger. Von Jahr zu Jahr wurde das leibliche Dasein erträglicher. Der Viehstand wuchs, die Obstbäume fingen an zu tragen, das geklärte Land nahm an Flächen-

raum zu. Vom Kornbau ging man zum Weizenbau über und legte Wiesen an. Es wurden neue Wege geöffnet, daß man auch mit dem Wagen fahren konnte; hie und da wurde eine Brücke gebaut. Es entstanden kleine Ortschaften. In 1800 legte Ebenezer Zane die Stadt Lancaster aus; um dieselbe Zeit wurde auch Zanesville angefangen. Aber die geistliche Not blieb. Da war noch gar keine Aussicht auf Abhilfe. O wie mancher Seufzer stieg in der einsamen Hütte zu Gott empor, er wolle sich doch seiner zerstreuten Schafe annehmen und ihnen einen Hirten senden, der sie weide auf den grünen Auen des Evangelii. Es war, wie jenes Gesicht zu dem Apostel Paulus sagte: „Komm herüber in Macedonien und hilf uns." Aber es schien die Hilfe kam lange nicht.

Mittlerweile thaten Ehrlichs, was sie unter den Umständen thun konnten für die christliche Erziehung ihrer Kinder. Sie bewahrten die väterliche Sitte der täglichen Andachten und des sonntäglichen Gottesdienstes, lehrten ihre Kleinen Gebete, Bibelsprüche und Liederverse. Es herrschte im Hause der Geist der Gottesfurcht, und alle sehnten sich nach der Zeit, da sie mit der Gemeinde fröhlich wallen könnten zum Hause des Herrn, „zu schauen die schönen Gottesdienste des Herrn und seinen Tempel zu besuchen."

Wie beschämten sie hierin manche geistlich überfütterten Christen unserer Tage, die jeden Sonntag trocknen Fußes zur Kirche gehen und Gottes Wort hören können und jede geringfügige Kleinigkeit als Entschuldigung gebrauchen, den öffentlichen Gottesdienst zu versäumen! Einmal ist es zu kalt, dann zu heiß; jetzt fühlen sie sich etwas unpäßlich, dann bekommen oder erwarten sie Besuch, und was dergleichen Dinge mehr sind, die den lauwarmen Gemeindegliedern unserer Tage zum Vorwand dienen müssen, sich

vom Gottesdienst fern zu halten. Wenn solchen Leuten etwas daran gelegen wäre, müßten all diese Entschuldigungen verschwinden wie der Schnee vor der Aprilsonne. Wenn jemand nicht hungrig ist, so kocht man ihm umsonst, bis sie endlich sagen wie die Israeliten in der Wüste: „Uns eckelt vor dieser losen Speise."

Kapitel 18.—Schwarmgeister.

„Ach Gott, es geht gar übel zu:
Auf dieser Erd ist keine Ruh',
Viel Sekten und viel Schwärmerei
Auf einen Haufen komm'n herbei."

Eines Tages kam der älteste Sohn von Capt. Hunter und meldete, daß am kommenden Sonntage ein Reiseprediger bei seinem Vater einkehren werde und Gottesdienst gehalten werden solle. Das war eine Freudenbotschaft. Sofort gab Ehrlich Bescheid: „Sag deinem Vater, wir kommen. Wenn's nach dem Gottesdienst zu spät wird, können wir vielleicht bei euch übernachten." „Ja", sagte der Junge, „Vater läßt euch darum bitten."

Christine wäre gar zu gerne auch mit; aber sie fühlte sich seit ihrer Entbindung noch etwas schwach, und so wurde man eins, daß nur der Vater und Philipp gehen sollten. Sonntag morgens früh wurden die Pferde gesattelt, und die beiden ritten schon vor Sonnenaufgang weg. Bis etwa 10 Uhr kamen sie in Hunters Wohnung an. Etwa ein Dutzend Familien aus der Umgegend waren vertreten; im ganzen waren es wohl fünfundzwanzig Seelen die sich in der geräumigen Scheune versammelt hatten. Der

Pastor, ein Herr McClintock, empfing die Ankömmlinge mit freundlichem Lächeln, nachdem sie Hunter vorgestellt hatte.

Der Gottesdienst fing mit einem Liede an, das der Prediger strophenweise vorsagen mußte, da keine Gesangbücher vorhanden waren und niemand das Lied auswendig wußte. Der Pastor sang selbst vor, und da auch die Melodie eine unbekannte war, sang fast niemand mit. Wie gerne hätte Ehrlich mitgesungen, aber englisch — nein, wie oft er es auch versuchte, die Melodie zu fassen, es wollte nicht gelingen. Endlich schwieg er ganz. Als das Lied ausgesungen war, verlas der Geistliche einen Schriftabschnitt, wobei alles ruhig sitzen blieb. Ehrlich war aufgestanden; als er aber merkte, daß sonst niemand sich erhob, setzte er sich wieder. Nach dem Schriftabschnitt forderte der Prediger einen der Anwesenden auf zu beten, und ein gewisser Herr Smith, den sie "Elder" nannten, fing an, während sich die ganze Versammlung auf die Kniee warf. Ehrlich kniete auch; denn er wollte nicht auffällig erscheinen. Der Prediger und mehrere Anwesenden riefen während des Gebets laut aus: "Amen!" "Thank the Lord", ja einige sogar: "Glory" und klatschten dabei in die Hände. Ehrlich überlief es bei diesem Hergang eiskalt. Endlich war das lange Gebet vorbei, in welchem "Elder" Smith viele Worte gemacht, aber wenig gesagt hatte. Der Prediger gab seinen Text an. Es war ein Teil eines Satzes aus dem 3. Vers des 18. Kapitels St. Matthäi: "Except ye be converted" („Es sei denn, daß ihr euch umkehret").

Nun fing er an und erklärte nach seiner Weise, was die Bekehrung sei, und daß ohne sie kein Mensch selig werden könne. Der Heilige Geist müsse in die Menschen fahren, daß sie's fühlten; dann würden sie

glücklich und könnten sich vor Freude nicht mehr bergen. Alles Unterrichten helfe da nichts; wenn Gott einen Menschen bekehren wolle, so fahre er in ihn wie der Blitz vom Himmel. Im Nu würde das ganze Herz des Menschen umgewandelt, und er werde entzückt bis in den dritten Himmel. Ein bekehrter Mensch könne auch gar nicht mehr sündigen, sondern sei vollkommen heilig. Der Prediger unterließ es nicht, zu erklären, wie thöricht es sei, sich auf seine Taufe zu verlassen. Sonderlich schimpfte er auf die Kindertaufe und meinte es sei doch zu thöricht, zu glauben, daß eine Handvoll Wasser der Seele nützen könne. Während er so im Fluß seiner Rede war schrie Elder Smith: "Amen, brother!" und ein altes Mütterlein, das neben Ehrlich saß, schrie: "Bless the Lord!" und klatschte dabei in die Hände, daß unser biederer Deutsche sie ansah, als ob er sagen wollte: „Du bist wohl nicht recht bei Trost."

Das Schlußlied mußten wohl alle auswendig wissen, wenigstens die am Ende jedes Verses sich wiederholende Zeile; denn beim Singen desselben stimmte alles aus vollem Halse mit ein und schlug mit Händen und Füßen den Takt, daß Ehrlich dabei die Haare zu Berge standen. War das ein Gottesdienst, oder eine Komödie? Nein, das ging doch übers Bohnenlied!

Die Versammlung war aus. Ehrlich hatte Christine versprochen, wenn irgend möglich, wollte er den Pastor mitbringen, daß er das kleine Töchterlein taufe. „Aber", dachte er nun bei sich, „den Menschen kann ich doch nicht bitten, mein Kind zu taufen. Der verachtet und verspottet ja das Sakrament, und was er heute predigte, stimmt doch gar nicht mit der Katechismuserklärung des 3. Artikels. Ich weiß zwar nicht, was Christine dazu sagen wird; aber der

Schwarmgeist kommt mir nicht ins Haus. Er mag sein, was er will, aber unseres Glaubens ist er nicht. Und diese ganze Wirtschaft mit seinem Gottesdienst ekelt mich an. Da ist ja keine Andacht und keine Erbauung. Seine Predigt hat den deutlichsten Stellen der Heiligen Schrift ins Angesicht geschlagen. Da müssen wir die Taufe noch eine Weile anstehen lassen." Schweren Herzens ritten Philipp und sein Vater den nächsten Morgen heim. Unterwegs fragte der Junge noch manches über die Predigt, und der Vater erklärte ihm, so gut er konnte, wo und wie der Prediger sich geirrt habe.

Als sie gegen Abend heim kamen, stand Christine in der Hausthür und empfing ihren Ehemann mit den Worten: „Du kommst ja allein. Wo hast du denn den Pastor?"

„Laß mich nur erst absteigen", antwortete dieser, indem er aus dem Sattel stieg und das Pferd in den Stall führte. Nachdem er das Tier besorgt hatte und ins Haus getreten war, fing er an und erzählte den ganzen Hergang. „Das war eine traurige Geschichte. Wie hatte ich mich doch gefreut auf den Gottesdienst, und dann solch eine Täuschung! Es ärgert mich, und doch möchte man weinen, wenn man dran denkt. Das soll ein Gottesdienst sein! Eine Komödie ist's! Man meint, die Menschen wären verrückt. Und die Predigt hat in fast jedem Satz der Heiligen Schrift widersprochen. Zuerst that mir's leid, daß du nicht mitkonntest; aber nun bin ich froh, daß du nicht dabei warst. Erbaut hättest du dich doch nicht daran. Das ist, wie wenn man einem Hungrigen Stroh vorsetzt oder einen Durstigen mit Essig tränken wollte. Darum habe ich den Pastor auch gar nicht eingeladen, mitzukommen. Wer so verächtlich von der Taufe redet, der kann mein Kind nicht tau-

sen. Hoffentlich wird doch endlich auch ein lutherischer Reiseprediger diese Gegend besuchen. Jedenfalls warten wir noch. Gott wird doch unser Gebet erhören. Er hat ja verheißen, er wolle thun, was die Gottesfürchtigen begehren, ihr Schreien hören und ihnen helfen.

Kapitel 19.—Der erste Gottesdienst.

„Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen.“

Es war an einem Sonntag-Nachmittag. Nachbar Faust war zu Ehrlichs auf Besuch gekommen. Nachdem man sich über allerlei unterhalten und dabei auch viel über die kirchliche Not geredet hatte, fing Christine an: „Können wir denn gar nichts thun, um die Aufmerksamkeit eines rechtgläubigen Pastors auf die hiesige Gegend zu lenken? Es lassen sich doch mit jedem Jahr mehr Leute hier nieder, und gewiß sind manche unseres Glaubens.“

Ebenezer Zane hatte einen Weg durch den Wald hauen lassen, 200 Meilen lang, von Wheeling bis Maysville, Kentucky. Dieser Weg kreuzte den Hocking-Fluß in der Gegend der heutigen Stadt Lancaster; ging also mitten durch das jetzige Fairfield Co., wozu früher auch Perry gehörte. Ein mächtiger Strom der Einwanderung ergoß sich auf diesem Wege in die Wildnis von Ohio. Unter diesen war nicht eine geringe Anzahl deutsche Lutheraner aus Lancaster und Berks Co., Pennsylvania. Allmählich nahm das im Jahr 1800 gegründete Städtchen Lancaster zu. Es ließen sich einige Kaufleute nieder, ein Schmied schlug seine Werkstatt auf, und die ganze

Umgegend holte dort ihren Bedarf, anstatt, wie früher, in Chillicothe.

„Wenn ich morgen in das Städtchen komme, will ich doch einmal mit dem Schmied über unsere kirchliche Lage sprechen“, setzte Ehrlich hinzu. „Der ist erst vor kurzem von Pennsylvanien gekommen und wird gewiß dort lutherische Pastoren kennen. Vielleicht weiß der Rat.“

„Am beschte wär's, wenn ebber schreiwe däht an en Parre un däht en eilade, zu kumme un emol for uns zu breddige“, meinte Faust.

Ehrlich, der den nächsten Tag in der Schmiede etwas zu thun hatte, traf dort mit andern deutschen Ansiedlern zusammen. Man sprach über mancherlei und beklagte gegenseitig die Thatsache, daß immer noch kein lutherischer Pastor diese Gegend aufgesucht habe. Da kam ein erst kürzlich aus Lancaster Co., Pa., weggezogener Farmer auf den Gedanken, er wolle an seinen früheren Pastor schreiben und ihn bitten, doch dafür zu sorgen, daß ihrer geistlichen Not abgeholfen werde. Ehrlich unterstützte kräftig diesen Gedanken und versprach treulich mithelfen zu wollen, die Kosten zu tragen, wenn ein Reiseprediger sie besuchen wolle. Es wurde denn auch noch an demselben Tage geschrieben, und auf die Weise kam die kirchliche Not der neuen Ansiedlung vor die Muttersynode von Pennsylvanien, und man sorgte dafür, daß Reiseprediger ausgesandt wurden in die Ansiedlungen im östlichen, mittleren und südöstlichen Ohio. Einer der ersten dieser Pioniere war Georg Forster, und ihm folgte kurz nachher Johann Stauch. Man kann sich denken welche Freude es war, als ein Nachbar dem andern, und wenn sie auch fünf bis zehn Meilen auseinander wohnten, mitteilen konnte: Dann und dann

kommt der Reiseprediger nach Lancaster und hält Gottesdienst.

Das jüngste Kind Ehrlichs mochte fast zwei Jahre alt sein, als sein Nachbar Faust ihm die Meldung brachte: Am nächsten Sonntag kommt ein lutherischer Prediger nach Lancaster und predigt im Court House. Da wollte nun aber Keines daheim bleiben. Die Pferde wurden Sonntag-Morgens an den großen Wagen gespannt, und nachdem das Vieh besorgt war, ging's auf dem neuen Weg durch den Wald dem Städtchen zu. Die Sonne war noch nicht auf, als man wegfuhr, und Ehrlich mußte seine guten Gäule ordentlich antreiben, daß er bis elf Uhr hinkam. Aber wenn man will, geht manches, was sonst schwer wäre. „Lust und Liebe zu einem Ding macht alle Mühe und Arbeit gering." Auf dem rauhen Weg fuhr sich's nicht gerade sanft. An einigen Strecken, wo der Weg durch Sumpf ging, war er mit Baumstämmen belegt, und da stieß der Wagen ganz abscheulich. Aber man kam mit heilen, wenn auch etwas wunden Knochen hin. Es mögen wohl fünfzehn lutherische und auch einige reformierte deutsche Familien versammelt gewesen sein. Der Pastor war schon am Samstag gekommen und übernachtete bei einem in der Nähe wohnenden Farmer. Fünfzig Meilen hatte er im Sattel zurückgelegt, um diese zerstreuten Schafe der Herde Christi aufzusuchen. Sein wetterbraunes Gesicht zeigte den Mann, der kein Weichling war. Manchem Unwetter hatte er Trotz geboten, um eine gemachte Bestellung innezuhalten. Er reiste immer zu Pferd. In seinem geräumigen Sattelranzen trug er nebst der allernotwendigsten Leibwäsche: Bibel, Gesangbuch, Agende, Katechismen und einige Erbauungsschriften. Er kam oft wochenlang nicht heim, ritt von einer Ansiedlung zur

anderen, predigte, taufte und unterrichtete die Kinder und spendete das heilige Abendmahl. Hie und da, wo es sich gerade schickte, segnete er auch die Ehen ein und begrub die Toten. Nicht selten war er beim Durchwaten der angeschwollenen Flüsse in Lebensgefahr. Geduldig und gerne teilte er das harte Los seiner zerstreuten Glaubensbrüder, aß und trank, was sie hatten, schlief in ihren elenden Hütten und begnügte sich an seinem kärglichen Sold.

Dies war in Lancaster sein erster Besuch. Er redete die Leute freundlich an und erkundigte sich nach ihrer Herkunft und Niederlassung. Er las es deutlich in den Gesichtern der Anwesenden, daß er unter ihnen ein willkommener Gast sei, und sie fühlten sich zu ihm hingezogen als zu einem geistlichen Vater, einem Hirten, den ihnen der Herr gesandt hatte als Antwort auf ihre heißen Gebete.

Der Gottesdienst fing an. Man sang zum Eingang das Lied: „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren.“ Die Erwachsenen und auch manche der Kinder sangen mit; denn fast alle kannten das Lied auswendig. Der Pastor mußte selbst vorsingen, da sonst niemand den Mut dazu hatte. Nach dem Sündenbekenntnis, wobei wohl mancher bei dem: „Herr, erbarm' dich unser!“ recht von Herzen mitgeseufzt hat, verlas er die Epistel des Tages und ein Gebet aus der Agende. Wieder wurde ein Lied angestimmt:

„Jesu, geh voran auf der Lebensbahn,
Und wir wollen nicht verweilen,
Dir getreulich nachzueilen.
Führ' uns an der Hand
Bis ins Vaterland.“

O, wie sangen unsere Deutschen so von ganzem Herzen mit! Sie hatten das Lied und die Melodie

schon in frühester Kindheit in der Schule gelernt und es so oft in der einsamen Hütte des Urwaldes gesungen. Aber wie ganz anders klang es doch im öffentlichen Gottesdienst, wo sich viele Herzen und Stimmen vereinten! Das Lied war aus. Mit feierlicher Stimme verlas der Pastor den Text. Es war das Evangelium für den fünften Sonntag nach Trinitatis, von Petri Fischzug. Nach herzlichem freien Gebet legte der Prediger die Hauptgedanken des Textes aus und wählte sich zum Thema: Der Christ in der Arbeit seines irdischen Berufes. Er zeigte in schlichter Weise, wie ein Kind Gottes arbeite: nicht etwa bloß, weil ihn die Not dazu zwinge, noch viel weniger aus dem Verlangen, reich zu werden, sondern weil es ihm sein himmlischer Vater geboten habe. Gott befahl dem Adam nach dem Sündenfall: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen." Der Apostel Paulus ermahnt die Gläubigen: „Ein jeglicher arbeite und schaffe mit den Händen etwas Gutes." Darum sagt auch hier Petrus: „Herr, auf dein Wort will ich das Netz auswerfen."

Er zeigte ferner auch, daß ein Christ bei seiner Arbeit stets auf den Segen Gottes sich verlasse; denn „an Gottes Segen ist alles gelegen". „Wo der Herr nicht das Haus bauet, da arbeiten umsonst, die daran bauen." Petrus mußte ja auch hier bekennen: „Meister, wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen." Als sie aber auf Christi Befehl und im Vertrauen auf seinen Segen das Netz auswarfen, umschlossen sie eine große Menge Fische.

All Müh' und Fleiß, all Angst und Schweiß
Führt nicht zum Ziel, wenn Gott nicht will.

Endlich legte der Prediger noch ans Herz, daß die Arbeit des irdischen Berufes, so wichtig und not=

wendig sie auch sei, doch nicht die einzige, ja nicht einmal die wichtigste sei, zu der uns Gott berufen habe. Christus sagt hier zu den Jüngern, er wolle sie zu Menschenfischern machen. Er berief sie dazu, das Evangelium zu predigen. Die Arbeit im Reiche Gottes ist doch die große Hauptsache; wie ja auch der Heiland selbst, ehe er dies Wunderwerk that, dem Volk eine lange Predigt hielt. Die Sorge für unsere Seelen ist doch die Hauptarbeit, um derentwillen uns Gott in die Welt gesetzt hat; denn was hülfe es dem Menschen wenn er die ganze Welt gewönne, und nähme Schaden an seiner Seele? So sprach er auch zum Schluß noch die Hoffnung aus, daß diese bisher so vereinsamten Brüder die Bedürfnisse ihrer Seelen nicht vergessen hätten unter der oft so schweren Arbeit ihres irdischen Berufes, und daß wohl jetzt unter Gottes Gnade auch die öffentliche Verwaltung der Gnadenmittel hier stattfinden würde, und ermahnte alle Anwesenden, doch ja recht fleißig diese Gelegenheit zu benutzen, ihre hungrigen Seelen zu sättigen und auch andere, die im Lauf der Jahre gleichgiltig geworden seien, wieder heranzuziehen. So könnten auch sie im rechten Sinn Menschenfischer werden. Nach dem für die Zuhörer zu früh gesprochenen „Amen" betete er das „Vater-Unser", wobei sich die Gemeinde erhob und aus tiefster Seele mitbetete. Darauf machte er bekannt, daß er gedenke in vier Wochen wieder zu kommen, und man sang zum Schluß: „Ach bleib mit deiner Gnade bei uns Herr Jesu Christ."

Ehe der Segen gesprochen wurde, trat Ehrlich, der vor dem Gottesdienst sein Verlangen gemeldet hatte, mit seinem Weibe vor und trug sein jüngstes Kind zur Taufe. Es wurden zur selben Zeit noch eine Anzahl Kinder getauft im Alter von sechs Wo-

chen bis zu vier Jahren. Christine liefen die Thränen über die Wangen bei der feierlichen Handlung. O wie hatte sie sich gesehnt nach diesem Augenblick! Wie war sie doch so unbeschreiblich froh, daß sie ihr Kind durch die heilige Taufe dem Heiland in die Arme legen konnte! Sie dankte Gott aus tiefster Seele für diesen Segen. Ihre Thränen waren Freudenthränen. Nun sprach der Mann Gottes noch den Segen, mit dem der Herr sein Volk zu segnen befohlen hat, und der Gottesdienst war aus. Das war der erste deutsch-lutherische Gottesdienst, den Ehrlich in vierzehn Jahren genossen hatte. Und wer nicht selbst in ähnlicher Lage gewesen ist, kann gar keine Ahnung haben, wie ihm und den Seinen dabei zu Mute war. Gott hatte wieder mit ihnen geredet durch den Mund seines Dieners. Er hatte ihr Kindlein aufgenommen als sein Kind im Wasserbad des Wortes. Sie waren überglücklich. Nun konnten sie mit dem Psalmisten sagen: „Du schenkest mir voll ein.“ Es war, wie wenn nach langer Nacht die Sonne wieder scheint, wie wenn nach trübem kaltem Winter der Frühling ins Land zieht.

Kapitel 20.—Weide meine Lämmer.

„Herr Gott, erhalt uns für und für
Die reine Katechismuslehr',
Der jungen einfältigen Welt
Durch deinen Luther vorgestellt.“

Pastor Paul Henkel, der den im letzten Kapitel beschriebenen Gottesdienst leitete, war ein Mann von außergewöhnlicher Wirksamkeit als Reiseprediger. Pastor C. Spielmann schreibt von ihm in seiner Ge-

schichte der Ohio-Synode: „Vom Jahre 1782 an war er Mitglied der pennsylvanischen Synode. Anfangs dieses Jahrhunderts dehnte er seinen Wirkungskreis aus über einige der südlichen Staaten, Virginien, Tennessee und Nord-Carolina. Dort war er einer der Gründer der Synoden von Nord-Carolina und Tennessee, und seiner großen Missionsthätigkeit ist es zuzuschreiben, daß manche lutherische Gemeinden in jenen Gegenden gesammelt und der Kirche erhalten wurden. Dem Vorbilde der heiligen Apostel folgend, das Evangelium in aller Welt zu predigen, war er fast beständig auf Missionsreisen in verschiedenen Teilen des Landes. Von seinem damaligen Wohnsitz in Mt. Pleasant, Virginia, herüber kommend, durchzog er schon 1812 auch die Wildnisse des neuen Staates Ohio, wie ein treuer Hirte die zerstreuten lutherischen Schafe aufzusuchen und ihnen das Brot des Lebens zu bringen . . . Paul Henkel war ein unermüdlich strebsamer und selbstverleugnender Diener Jesu. Als bekenntnistreuer, standhafter Lutheraner, der die Lehren unserer Kirche herzlich glaubte und liebte, war er auch stets beflissen, mit Ernst und Geschick, dieselben zu verbreiten und zu verteidigen . . . Er befand sich oft in Lebensgefahr zu Wasser und zu Land und mußte zuweilen in unwegsamen Waldungen übernachten, wo er vor wilden Tieren, Panthern, Bären und Wölfen, nur mit Not sich sichern konnte."

Man sprach nach dem Gottesdienst noch über den anzufangenden Konfirmandenunterricht, und der Pastor versprach, sobald wie möglich denselben zu beginnen. Philipp und Marie sollten beide kommen. Der Pastor kam bei jedem Besuch schon Samstags und hielt nachmittags, Sonntags nach dem Gottes-

dienst und Montag-Morgens Unterricht. Die Zeit war wohl kurz, aber es ging nicht anders, und man war herzlich froh, daß den Kindern das geboten werden konnte. Bis Ostern sollten die Kinder konfirmiert werden. Es waren 14 an der Zahl, darunter auch eine 17jährige Tochter von Fausts, die oft auf dem Hin- und Herweg nach dem Unterricht mit Ehrlichs Kindern durch den Wald ritt. Philipp war ein strammer Junge von 18 Jahren, und wenn er so auf seinem mutigen Füllen dahergeritten kam, konnte man sich kein schöneres Bild männlicher Jugend denken. Elise Faust war aber auch ein Mädchen, wie es in der ganzen Umgegend kein schöneres gab. Die Mädchen konnten reiten so gut wie die Buben, und manchmal ließen sie ihre Füllen in die Wette laufen, wo der Weg es erlaubte. War es ein Versehen, daß Philipp oft auf dem Heimweg einige Meilen weit von seinem Wege abbog, um das Mädchen zu begleiten? Es hätte ihr ja auch etwas passieren können auf dem einsamen Ritt. Philipp ging gern in den Unterricht und bemühte sich aufrichtig, etwas Ordentliches zu lernen. Er hätte ja auch vor Elise schamrot werden müssen, wenn er seine Sachen nicht gewußt hätte. Der Pastor hatte seine helle Freude an den Kindern, und man merkte wohl, daß die Eltern zu Hause treulich mithalfen. Obwohl die meisten schon das 16. Lebensjahr überschritten hatten, so schämten sie sich doch nicht, den Katechismus zu lernen. Sie hätten ja gerne schon früher den Konfirmandenunterricht besucht, wenn sie nur Gelegenheit gehabt hätten. Ehrlichs Kinder waren wohl von allen am meisten vorgeschritten; denn ihre Eltern hatten ihr Möglichstes gethan, sie im Katechismus und in Gottes Wort zu unterrichten. Leider war das nicht bei allen der

Fall. Es waren auch Jungen von 17 Jahren dabei, die nicht einmal lesen konnten und kein Gebet und kein Gebot wußten. Sie waren aufgewachsen wie die Heiden und hatten kaum eine Ahnung von den Grundwahrheiten des Christentums. Ihre Eltern hatten die Arbeit an ihren Seelen gänzlich vernachlässigt. Die Buben mußten im Winter klären und im Sommer auf dem Felde arbeiten, die Mädchen spinnen, im Hause und auf dem Acker mithelfen, so daß für ihre geistige oder gar geistliche Ausbildung keine Zeit mehr übrig blieb.

Das war nun eine Aufgabe für den Pastor, diesen verwahrlosten Kindern die Lehren des Evangeliums klar zu machen. Es erforderte eine unendliche Geduld und ein nicht geringes Geschick, in der kurzen Zeit des Konfirmandenunterrichts sie so weit zu bringen, daß sie imstande waren, sich selbst zu prüfen und das heilige Abendmahl mit Segen zu genießen. Es mußte bei manchen aus der Not eine Tugend gemacht werden. Doch merkte man's den Kindern an, daß sie sich redlich bemühten, dem Pastor in seinen Erklärungen zu folgen, und darüber freute sich dieser am allermeisten. Mit viel Wissen konnte er bei seinen Konfirmanden nicht prahlen; aber er hatte von allen das gute Zutrauen, daß sie den Heiland kennen und lieben gelernt hatten.

So kam denn endlich der Tag der Konfirmation, und daß es ein Tag seliger Freude war für alt und jung, braucht nicht erst gesagt zu werden. Es war auch für die kleine Missionsgemeinde zugleich die erste Abendmahlsfeier; und die seligen Gefühle lassen sich eher denken als beschreiben, mit welchen die so lange ohne die Gnadenmittel Schmachtenden zum Tische des Herrn sich nahten. Wie oft hatten sie geseufzt:

„Ach wie hungert mein Gemüte,
Menschenfreund, nach deiner Güte,
Ach wie pfleg' ich oft mit Thränen
Mich nach deiner Kost zu sehnen!
Ach wie pfleget mich zu dürsten
Nach dem Trank des Lebensfürsten!
Wünsche stets, daß mein Gebeine
Sich durch Gott mit Gott vereine."

Am Samstag-Nachmittag wurde Beichte gehalten und ein kurzes Examen der Konfirmanden damit verbunden. Die Kinder antworteten zwar etwas schüchtern; doch konnte man merken, daß sie das Wesentliche der evangelischen Lehre gefaßt hatten. Am Sonntag-Morgen erfolgte die Konfirmation, bei welcher der Pastor eine herzbewegende Predigt hielt über den Text: „Und nun, Kindlein, bleibet bei ihm", 1. Joh. 2, 28. Die Kinder sangen ein eigenes Lied:

Herr Jesu, blicke auf uns nieder,
Auf uns, die wir hier betend stehn!
Du bist das Haupt, wir sind die Glieder,
Erhöre deiner Kinder Flehn.

Du bist's, der uns so teu'r erkaufet
Mit deinem heil'gen Opferblut;
In deinen Tod sind wir getaufet,
Dein Geist ist unser höchstes Gut.

Dir wollen stets wir treu verbleiben,
Im Leben, Leiden und im Tod;
Dein'n Namen uns ins Herze schreiben;
Steh du uns bei in aller Not.

O treuer Heiland, gieb uns Schwachen
Den Geist der Weisheit und der Kraft;
Der kann uns fest und standhaft machen;
Er ist's, der Glaub' und Liebe schafft.

Erneure in uns heute wieder
Die größte Gab', den Heil'gen Geist,
Der uns, die deines Leibes Glieder,
Stets Hilfe, Trost und Beistand leist'.

Auch wir geloben dir aufs neue
Uns dir zum Eigentum zu weihn,
Zum Lohne deiner heil'gen Treue.
Laß uns dort ewig bei dir sein.

Nach der feierlichen Einsegnung erfolgte die Kommunion. Als Ehrlich und Christine vortraten, war es ihnen, als ob der Heiland selbst zu ihnen spräche: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken." Vierzehn Jahre war es, seit sie an des Herrn Tisch standen. Schmerzlich hatten sie den Segen des Sakramentes vermißt. Manchem gingen bei dieser Feier die Augen über. Dankbare Freude erfüllte die Herzen, als der Pastor die Feier schloß mit dem Ausspruch des greisen Simeon: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, wie du gesagt hast; denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen, welchen du bereitet hast vor allen Völkern, ein Licht, zu erleuchten die Heiden und zum Preise deines Volkes Israel." Nach dem Gottesdienst kehrten Ehrlichs noch bei einem Farmer ein zu Mittag und fuhren abends fröhlich und dankbaren Herzens heim.

Kapitel 21.—Die Kirchweih.

„Der Vogel hat ein Haus gefunden, und die Schwalbe ihr Nest, da sie Junge hecken, nämlich deine Altäre, Herr Zebaoth, mein König und mein Gott."

In dem Städtchen Lancaster war mit der Zeit manches anders geworden; auch in der kleinen lutherischen Gemeinde konnte man einen Fortschritt merken. Nachdem sie eine Zeit lang von Reisepredigern

bedient worden war wurde ums Jahr 1816 Pastor Steck jun., Sohn des Pastor Michael Steck von Greensburgh, Pa., zum Seelsorger berufen. Die Gottesdienste wurden nun regelmäßig gehalten im Court House. Pastor Steck bediente auch noch einige andere Gemeinden in Fairfield Co. Das Werk des Herrn nahm zu. Aber man vermißte ein eigenes Gotteshaus. Nach längerer Beratung kam man endlich überein, eine Kirche zu bauen. Wie alle anderen Gebäude der Stadt sollte es ein Blockhaus werden. Die Vorsteher stellten eine Sammlung an, um zu sehen, was jeder geben konnte. Alles andere hatten die Leute im Überfluß, nur wenig Geld. Wenn einer zum Kirchbau $5.00 schrieb, so hatte er sich angestrengt. Ehrlich und sein Nachbar Faust gaben jeder $10.00; das war aber, meinten die Leute, außerordentlich viel. Mancher konnte nicht über $2.00 geben. Hatten die Leute aber kein Geld, so konnten sie doch Holz und Arbeit geben. Einige Lots mitten im Städtchen bekam man zum Bauplatz geschenkt. Das gesammelte Geld reichte aus, Nägel, Glas und was sonst nötig war zu kaufen. Einige in der Nähe wohnende Ansiedler lieferten Blöcke zum Behauen und für die Sägemühle. Das Behauen und Fahren besorgten die Leute selbst, und als alles fertig und zusammengefahren war, kam man eines Tages zusammen, um die Kirche aufzustellen. Das übrige übergab man einem Zimmermann, der auch Bänke, Kanzel und Altar besorgte. Es war ein sehr bescheidener, aber dem Zweck entsprechender Bau, und die Leute hatten sich dabei wirklich angestrengt. Sie waren aber auch stolz auf ihr Gotteshaus, und als es fertig dastand, lastete keine erdrückende Schuld darauf. Das waren die Tage, in denen sich die Ge-

meinden beim Kirchbau nach der Decke streckten. Man ging nicht weiter, als man Mittel hatte, und baute lieber etwas geringer, als daß man sich mit einem großartigen Bau auch eine großartige Schuld aufhalste.

Endlich kam der lang ersehnte Tag der Einweiweihung. Der Pastor hatte den in Somerset wohnenden Pastor Henkel, Sohn des ersten Reisepredigers, zur Kirchweih eingeladen, und aus der ganzen Umgegend strömten die Leute zum Feste herbei. Vor der noch geschlossenen Thür sang die im Hofe versammelte Gemeinde das Lied:

„Thut mir auf die schöne Pforte,
Führt in Gottes Haus mich ein!
Ach wie wird an diesem Orte
Meine Seele fröhlich sein!
Hier ist Gottes Angesicht,
Hier ist lauter Trost und Licht."

Im Namen des dreieinigen Gottes wurde die Thüre eröffnet, und nach den Pastoren strömte die Gemeinde hinein, bis auch der letzte Platz besetzt war. Nun erfolgte unter herzlichem Gebet die feierliche Uebergabe des Gebäudes an seine hohe Bestimmung, ein Tempel des lebendigen Gottes zu sein. Der Festprediger bestieg die Kanzel und verlas nach einem freien Gebet seinen Text Ps. 84, 1—5: „Wie lieblich sind deine Wohnungen, Herr Zebaoth" u. s. w. Er redete auf Grund dieser Worte von der Herrlichkeit des Hauses Gottes. Zuerst zeigte er, worin diese Herrlichkeit bestehe. Freilich wenn es aufs Aeußerliche ankomme, so sei an diesem Gebäude nichts Herrliches. Solchen, die an anderen Orten im Osten oder gar in Deutschland gelebt hätten, müßte es wohl zu Mute sein wie den Juden bei der Einweihung des

zweiten Tempels: sie weinten, als sie an die Herrlichkeit des ersten Gotteshauses dachten. Dies Haus sei im Vergleich mit andern prächtigen Tempeln kaum eine Hütte zu nennen. Aber wenn man bedenke, daß auch in diesem bescheidenen Gebäude Gottes Wort soll gepredigt und die heiligen Sakramente sollen verwaltet werden, so könne man im Hinblick auf diese unberechenbaren Schätze doch sagen: „Wie lieblich sind deine Wohnungen, Herr Zebaoth!" Als er an die Worte kam: „Der Vogel hat ein Haus gefunden und die Schwalbe ihr Nest, darinnen sie Junge hecken, nämlich deine Altäre, mein König und mein Gott" und erinnerte an die trostlose Zeit, in welcher die Ansiedler noch ohne Gottesdienst in der Wildnis wohnten, wurde manches Auge naß.

Nun zeigte er auch zweitens, was diese Herrlichkeit des Hauses Gottes von uns fordere. Er redete jetzt davon, wie man dieses Haus, so bescheiden es auch sei, nur mit Ehrfurcht betreten und nur zu den Zwecken benützen solle, zu denen es geweiht worden sei. Er legte den Leuten ans Herz, wie sie nun, nachdem ihnen Gott eine Kirche und einen Pastor gegeben habe, die Gottesdienste fleißig besuchen und ihre Kinder dazu anhalten sollten. „Kirchengehen säumet nicht." Die Zeit, die man im Gotteshaus zubringe, sei nicht verloren. Auch die zum Unterhalt des Predigtamtes erforderlichen Mittel sollten fröhlich beigesteuert werden; denn ohne Prediger könne das Haus seinen Zweck nicht erfüllen. Und die das Evangelium verkündigen, die sollen sich auch vom Evangelio nähren. Schon um ihrer Kinder willen sollten sie besorgt sein, das Pfarramt aufrecht zu erhalten in ihrer Mitte; denn es sei die Gefahr sehr nahe, daß ihre Nachkommen in ein neues Heidentum verfielen.

Um der vielen Englischen willen, die im Städt-

chen wohnten und herbeigeeilt waren, an dem Feste teilzunehmen, wurde auch eine englische Predigt gehalten. Nach beendigtem Gottesdienst luden die benachbarten Farmer die weiter entfernt Wohnenden zur Mahlzeit ein, und man lobte allenthalben den gesegneten Verlauf des Festes. Ehrlich besonders war voll freudigen Dankes. Was er sich nun schon seit Jahren so sehnlich gewünscht hatte, war in Erfüllung gegangen: er hatte ein, wenn auch bescheidenes, so doch rechtgläubiges kirchliches Heim. Ja, der alte Gott lebte auch in Amerika noch und erhörte das Gebet seiner Kinder. War ihm die Entbehrung des öffentlichen Gottesdienstes das größte Kreuz gewesen, seit er sein deutsches Vaterland verließ, so war ihm jetzt der Besuch der „schönen Gottesdienste des Herrn" seine größte Freude. Wenn der Kirchensonntag kam, dachte niemand ans Daheimbleiben. Das Vieh wurde früh morgens besorgt, die Pferde wurden in den großen Wagen gespannt, und die ganze Familie fuhr zum Gottesdienst. Nach dem Gottesdienst kehrte man bei einem Gemeindeglied ein. An Einladungen fehlte es nie; denn unsere Ansiedler übten herzliche Gastfreundschaft. Nur wenn Krankheit im Hause war, wurde nicht angespannt; dann sattelte man die Pferde, und wer abkommen konnte, ritt zur Kirche.

Kapitel 22.—Zufriedene Menschen.

„Was frag' ich nach viel Geld und Gut,
Wenn ich zufrieden bin?
Giebt Gott mir nur gesundes Blut,
So hab' ich frohen Sinn,
Und sing' aus dankbarem Gemüt
Mein Morgen- und mein Abendlied."

So lebten unsere Pfälzer in ihrer Einsamkeit glücklich und zufrieden. Wie die ersten Christen in Jerusalem nahmen sie die Speise und lobeten Gott. Viel zufriedener und glücklicher waren sie als in unseren Tagen das an allerlei Luxus gewöhnte Volk, das täglich murrt, weil es nicht all seine scheinbaren Bedürfnisse befriedigen kann. Unter diesen Pionieren herrschte noch der Geist, der ausgedrückt ist in den Worten St. Pauli: „Es ist aber ein großer Gewinn, wer gottselig ist und lässet ihm genügen." Nachdem die ersten Jahre überstanden waren, in denen sie allerdings die Wahrheit des Sprichwortes erfahren mußten: „Aller Anfang ist schwer", hatten sie wenig Sorge ums Leibliche. Sie hatten Nahrung und Kleidung, und damit waren sie zufrieden. Sie waren gesund und munter. Gerade ihre einfache Lebensweise bewahrte sie vor manchem Unwohlsein. Kam einmal eine Erkältung vor, so kochte Christine einen Holderblüten-Thee, steckte den Kranken ins Bett und brachte ihn zum Schwitzen. Den Doktor konnte man nicht gleich holen; denn auf 10 Meilen gab's keinen. Die Hinterwäldler waren abgehärtet und konnten Wind und Wetter vertragen. Wenn auch in der kalten Winternacht der Wind den Schnee durch die Fugen des dürftigen Daches blies, so daß des Morgens in der Dachstube der Schnee auf dem Boden

lag, das junge Volk, das droben schlief, hatte warmes Blut und gute Decken und kam des Morgens mit roten Wangen zum Frühstück. Wolle und Flachs zog, spann und webte man selbst. Die daraus angefertigte Kleidung war einfach, aber dauerhaft. Sein Land, 320 Acker, hatte sich Ehrlich nun auch käuflich erworben auf der Landoffice in Chillicothe; so weit reichte noch seine mitgebrachte Barschaft. Das wäre ja in Deutschland ein ganzes Landgut gewesen. Geld hatte man wenig nach Ankauf des Landes; aber davon lebte man ja nicht. Was zum Leben nötig war, zog man sich; von Mangel war keine Rede.

Zu allerlei kleinen Hilfeleistungen war man zwischen Nachbarn, deren es jetzt auch einige in der Nähe gab, gerne bereit. Im Spätsommer, wenn die Aepfel reif waren, machte man „Cider" und lud die Nachbarn ein zu einer "Apple peeling". Da saß man und schälte Aepfel und kochte im Freien unter sternenhellem Himmel Apfelbutter bis an den lichten Morgen. Oder man veranstaltete eine "corn husking". Die reif gewordenen Kornähren wurden eingesammelt und in der Scheune aufgehäuft. Nun kamen die Nachbarn zusammen und rissen bei gemütlicher Unterhaltung die Hülsen ab. Da gab es denn, sonderlich für das junge Volk, allerlei Kurzweil. Buben und Mädel neckten sich, es entstanden Liebschaften, die später sich zu neuen Hausständen entwickelten.

„Philipp, nimm 'mal die Mähre, und reite hinüber zum Nachbar, und frag, ob er uns am Dienstag schlachten helfen kann", sagt eines Samstag-Abends Ehrlich zu seinem Aeltesten. Der ließ sich das nicht zweimal sagen; denn das Schlachten war ein Fest. Der Dienstag kam; schon um vier Uhr war im Haus alles lebendig. Die großen Kessel wurden im Hof aufgehängt und ein prasselndes Feuer darunter ange-

zündet. Der Nachbar war gekommen und hatte auch sein Weib und die älteste Tochter mitgebracht. Sobald es hell genug war, wurden die Schweine aus dem Stall in den Hof gelassen, und die Jungens versuchten sich im Schießen, wer seine Sau wohl am sichersten treffen könnte. Die Schweine wurden alle geschossen, ehe man sie stach.

„Wie viel wiegt die Sau?" fragte Ehrlich seinen Nachbar, als sie gerade das vierte Schwein nach dem Abbrühen auf dem Brett liegen hatten, um es zu reinigen.

„Dreihunnert Pund", antwortete dieser.

„Ich will wetten, sie wiegt fünf und zwanzig Pfund mehr."

„Nee sell dut sie net; sie wigt ke Pund üwer zwehunnert und achzig", fiel ein anderer Nachbar ein.

Nachdem alle acht Schweine aufgehängt waren, ging man in's Haus zum Essen. Dann gings an's Zerschneiden, Wurstmachen und Schmalzauslassen. Bis spät in die Nacht war man beisammen, und in heiterer Stimmug verabschiedeten sich die Nachbaren und gingen heim.

„Christine", sagte Johann, als alle fort und die Kinder zu Bett gegangen waren, „was würde wohl der Fritz bei Mosbach sagen, wenn er all diese Herrlichkeit sehen könnte?" und deutete dabei auf die Haufen Schinken, und Speck, die Töpfe voll Schmalz und die Bütten voll Würste.

„Der würde wohl sagen: 'Hannes, du bist ein reicher Bauer'", antwortete Christine.

„Ja, wenn der in Deutschland zwei Schweine schlachtet, muß es gut gehen, und wir haben diesjahr acht und noch dazu das Rind."

„Wo soll ich auch nur hin mit all dem Fleisch und Schmalz?" fragte sein Weib.

„Das Jahr ist lang. Man kann viel brauchen, bis wieder geschlachtet wird.“

„Wir sollten aber doch sehr dankbar sein, Mann, daß uns Gott solchen Segen giebt. Denk doch, wie arm wir vor fünfzehn Jahren hier anfingen.“ „Ja“, erwiderte Ehrlich, „seinem Segen allein haben wir's zu verdanken, daß wir jetzt alles im Ueberfluß haben und ohne Nahrungssorgen leben können.“

„Denk nur an die armen Leute in Deutschland, die froh sind, wenn sie die Woche einmal Fleisch essen dürfen, und uns geht der Vorrat nie aus!“

„Gott hat uns doch in ein reich gesegnetes Land geführt“, sprach Ehrlich, indem er einen großen Korb mit Würsten und Fleisch packte, den Philipp nächsten Tag mit nehmen sollte in die Stadt für den Herrn Pfarrer. Die Schlachtzeit war für diesen auch eine willkommene Zeit; denn obwohl nichts vorgeschrieben war, so schickte doch jeder Bauer, wenn er schlachtete, seinem Pastor eine gehörige Portion Wurst, Fleisch und Schmalz. Geld konnten die Leute nicht viel geben, aber Lebensmittel um so reichlicher. Der Pastor wußte thatsächlich oft nicht, was er anfangen sollte mit all dem Fleisch, da er doch nur eine kleine Familie hatte.

Und wenn der Pastor einmal auf Besuch kam, das war ein rechter Freudentag. Wenn die Arbeit nicht all zu eilig war, wurde gefeiert. Wenigstens der Hausvater widmete sich seinem Gast, und die Hausfrau tischte das Beste auf, was in Küche und Keller aufzutreiben war. Und wenn es sich so schickte, daß er übernachten konnte, gab's abends für die ganze Familie eine gemütliche und gesegnete Unterhaltung. Hie und da wurde ein Spruch aus der Bibel erklärt, der beim Lesen aufgefallen war, und für den man sich beim Pastor weitere Erklärung erbat. Der Pastor

leitete die Abend- und Morgenandachten und teilte also geistliche Schätze aus, so daß seine Besuche keine Zeitvergeudung waren. Er konnte ja auch mit den Leuten reden über ihren irdischen Beruf, denn er lebte nicht in einer höheren Region; aber er verstand es überall Anknüpfungspunkte zu finden für ein geistliches Gespräch, und seine Pfarrkinder hatten einen wirklichen Genuß von seinen Hausbesuchen. Weil der Weg ziemlich weit war und er nicht so oft kommen konnte, blieb er gewöhnlich bei Ehrlichs einen Tag und eine Nacht und war ein stets willkommener Gast.

Kapitel 23.—Die Hochzeit.

„O selig, wer ein Herz gefunden,
Das sich ihm ganz zu eigen giebt,
Das warm ihm schlägt zu allen Stunden,
Und das ihn über alles liebt".

Ehrlich hatte sich schon längst mit dem Gedanken getragen, ein neues geräumigeres Haus zu errichten an Stelle der etwas eng gewordenen Blockhütte. Eine große Scheune und Stallung fürs Vieh hatte er schon zwei Jahre vorher gebaut. Seine Verhältnisse hatten sich bedeutend gebessert, und er konnte sich schon etwas bequemer einrichten. Den Winter hindurch fällte man Bäume und behaute die Stämme. Es sollte wieder ein Blockhaus werden, aber bedeutend größer und besser gebaut als das erste. Eine Anzahl Stämme wurden auch an die nahe den Hocking-Fällen gebaute Sägemühle gefahren. Die Wände sollten wieder aus Blöcken aufgeführt, aber Thüren, Fenster, Decken und Fußböden aus gesägten Brettern

gemacht werden. Gegen Frühjahr lud Ehrlich seine Nachbarn ein, ihm bei dem Aufrichten des Baues behilflich zu sein.

Da gab's auch für die Frauen viele Arbeit; denn die ganze Mannschaft sollte gespeist werden. Elise Faust wußte, daß es viel zu thun geben würde, und folgte gerne der Einladung, ihren Vater zu begleiten und der Frau Nachbarin beim Kochen und Backen behilflich zu sein. Frau Ehrlich hatte ihre Freude an dem munteren, geschickten Mädchen und dachte bei sich selbst: „Die ist einen guten Mann wert.“ Während des Mittagessens neckte sich das junge Volk, und Philipp, der sonst gar nicht so befangen war, wurde feuerrot, als jemand meinte, es sei doch schade, daß nun das alte Haus leer stehen sollte; da könnte auch der zweite Ehrlich drinn seinen Haushalt anfangen, und dabei sich an Elise wandte, als ob er von ihr eine Antwort erwarte. Elise machte sich aber am Herd zu schaffen und sah aus, als ob sie die Hitze sehr angegriffen hätte.

Nach gethaner Arbeit unterhielt man sich noch, bis es anfing dunkel zu werden, und ging dann heim. Das junge Volk ging scherzend und singend durch den Wald, und Philipp wußte nicht recht, warum, aber er ging auch mit; und seltsamerweise kam er immer wieder in Elisens Nähe. Sie gingen neben einander etwas hinter den übrigen und plauderten zutraulich bis in die Nähe von Fausts Wohnung.

„Wenn das, was Peter Schneider von dem alten Haus sagte, wahr werden soll, müßte ich mich wohl bald umsehen nach einem Mädel“, meinte Philipp.

„Das hast du gewiß schon gethan“, erwiderte Elise und schaute auf die Erde.

„Ja und nein, wie du willst. Umgesehen hab' ich mich, aber gesagt hab' ich zu niemand etwas.“

„Nun das braucht man ja auch niemand zu sagen.“

„Und doch“, erwiderte Philipp.

„Nun wem soll man's denn sagen?“ meinte Elise.

„Doch gewiß dem Mädel selbst.“

„Das hast du gewiß schon gethan“, versetzte das Mädchen und weil es dunkel war, konnte man nicht sehen, wie sie dabei errötete.

„Nein, aber ich will's jetzt thun“, antwortete Philipp und ergriff ihre Hand. Sie wollte dieselbe ihm entziehen; doch ließ sie sich endlich halten und stand stille.

„Elise“, sprach er mit bewegter Stimme und schaute ihr ins errötende Gesicht, „wenn ich nicht ein Feigling wäre, hätte ich dir längst gesagt, daß ich dich liebe.“

„Du mußt meine Eltern fragen“, erwiderte sie mit fast zitternder Stimme. Er drückte innig ihre Hand und sie boten sich gute Nacht. Geschlafen hat der Junge diese Nacht nicht. Die Aufregung in seinem Herzen war zu groß. Zum Glück schlief schon alles im Hause, als er heim kam; sonst hätten sie wohl an ihm gemerkt, daß etwas nicht recht war.

In der nächsten Zeit fand Philipp seinen Weg öfter als gewöhnlich hinüber nach dem Nachbarhaus. Er suchte Gelegenheit, mit Elisens Eltern zu reden; aber immer wollte es sich nicht schicken. Seine eigenen Eltern, denen er die Sache offenbart hatte, gaben ihre Einwilligung. Endlich faßte sich Philipp auch ein Herz und rückte heraus mit der Farbe. Es schien Elisens Eltern keine Ueberraschung zu sein.

„Nun“, meinten sie, „des muscht du mit dem Mädel abmache; mir hen nix dagege. Wann die Betzy willens is, kannscht sie hawe.“

Die Mutter rief ihre Tochter herein und fragte,

ob sie meine, mit Philipp glücklich leben zu können. Als sie mit einem schüchternen „Ja“ antwortete, umarmte Philipp seine Braut, und nun war das Maß seines Glückes voll.

Im Spätjahr sollte die Hochzeit sein; bis dahin konnte wohl jedes das Seine in Ordnung gebracht haben, Philipp die geplanten Verbesserungen am alten Haus und Elise ihre Ausstattung.

Das neue Haus war nun fertig. Es hatte sechs Zimmer. Das Hauptgebäude war zweistöckig, hatte unten zwei Zimmer und oben zwei. Im Anbau befand sich Küche und Speisezimmer. Christine fühlte sich stolz wie eine Königin in ihrem Palast. Siebzehn Jahre lang hatte sie sich in der elenden Hütte beholfen. Es mußte ja zuerst das Notwendigste geschehen, ehe man an seine eigene Bequemlichkeit denken konnte. Nun ging es allerdings schon etwas besser. 40 bis 50 Acker klares Land konnten bebaut werden. Die Ernten waren gut; der Viehstand hatte sich vermehrt. Zu den Pferden, Kühen, Schweinen und Hühnern, kamen nun auch Schafe, Enten, Gänse und Truthühner. An Lebensmitteln fehlte es nicht. Flachs und Wolle gaben unter der fleißigen Hand der geschickten Hausfrau ein sauberes und dauerhaftes Zeug zu Kleidern. Geld war knapp, aber davon lebte man nicht. Obst wuchs reichlich, besonders Aepfel, Birnen, Kirschen und Pfirsiche. Auch hatte Ehrlich als ein echter Pfälzer den Versuch gemacht, etwas Wein zu ziehen, und zwar nicht ohne Erfolg. So meinte man denn endlich auch ein besseres Wohnhaus bauen zu können. Obwohl immer noch sehr einfach, war das neue Haus doch ein Palast im Vergleich zu der alten Hütte.

Und doch erfüllte Wehmut Christines Herz, als sie aus dem ehrwürdigen, bescheidenen Heim auszog.

O was hatte sie hier schon erlebt! Wie mancher Seufzer, wie manch heißes Gebet war in dieser elenden Hütte emporgestiegen zu dem Gott, der Gebet erhört, der „thut, was die Gottesfürchtigen begehren und ihr Schreien hört und ihnen hilft“!

Und doch hatte sie auch hier manche frohe Stunde erlebt. Gottes Segen war mit ihnen gewesen. Es war an ihnen wahr geworden, was der Dichter sagt: „Raum ist in der kleinsten Hütte für ein glücklich liebend Paar.“

Das neue Haus hatte höhere Zimmer und größere Thüren und Fenster als das alte, einen gesägten Fußboden, einen ordentlichen Schornstein und einen guten Keller. An Hausrat hatte man sich mit der Zeit manches angeschafft, Tische und Stühle, Schränke und Spinden, Bettstellen und auch eine Wanduhr. Nun merkte man erst, wie eingeschränkt man in der alten Wohnung gelebt hatte.

Nachdem das alte Haus geräumt und das neue eingerichtet war, wobei es nicht fehlte an einer „Hauswärmung“, ging man daran, das alte auszubessern und etwas wohnlicher einzurichten. Es wurde aus eichenen Brettern ein neuer Fußboden gelegt, die Wände getüncht, die Fenster etwas größer gemacht, neue Thüren angebracht und ein neues Dach aufgelegt.

„Ei“, meinte Christine, „man kennt ja das alte Haus in seinem neuen Kleide kaum.“

„Ja“, erwiderte Johann, „den Jungen muß man's bequemer machen. Wenn ich daran denke, wie wir anfingen!“

„Nun sei froh, daß deine Kinder einen besseren Anfang haben.“

„Das bin ich auch; will nur hoffen, daß sie es zu schätzen wissen.“

„Das werden sie schon“, meinte Christine. „Wie

willst du's nun mit dem Philipp machen, nachdem er verheiratet ist?"

„Es wird wohl am besten sein, man läßt die jungen Leute alleine wirtschaften. Der Junge hat mir treulich geholfen; er ist fleißig und ordentlich und kriegt eine tüchtige Hausfrau. Wie wär's, wenn wir ihnen 80 Acker von der Farm abtreten würden? Dann könnten sie ihre Wirtschaft für sich haben."

„Das habe ich auch gedacht", sprach Christine.

So kam denn endlich der Tag der Hochzeit. Schon die Woche vorher wurde in Faust's Haus, wo sie sollte gehalten werden, gerüstet. Elise war die Aelteste von zehn Kindern und ihre Eltern waren in guten Verhältnissen. Sie bekam eine ordentliche Ausstattung, Bettzeug und Wäsche, eine vollständige Einrichtung des Hauses, was Möbel anbelangt, auch eine Kuh. Alle Nachbarn waren zum Feste geladen. Der Pastor kam von Lancaster und brachte seine Frau mit. Die Trauung wurde nach einem einfachen, kurzen Formular vollzogen. Die Braut in ihrem neuen Kattunkleid, ihren schönen Haaren und blauen Augen sah aus lieblich wie eine Rose. Ihre ängstliche Befangenheit verlieh den sonst schon schönen Gesichtszügen einen besonderen Reiz. Philipp in seinem neuen Zwillichanzug, mit schwarzer Halsbinde sah aus stolz wie ein König. Nach der Trauhandlung empfing das junge Paar die Glück- und Segenswünsche seiner Freunde, und nun ging's zur festlich gedeckten Tafel, die sich förmlich bog unter ihrer Last. Da gab's Kalbsbraten, geräucherte Bratwurst, kalten Schinken, gebackene Truthähne und gekochte Hühner, Kartoffelbrei, auf welchem die Butter schwamm, Bohnen und Süßkartoffel; Weißbrot, wie es kein Bäcker besser fertig bringt, Kohlsalat mit Eierbrüh,

rote Rüben in Essig mit hartgesottenen Eiern und saure Gurken, mince pie, eingemachte Pfirsiche, Kirschen und Brombeeren mit Kuchen. Zu trinken gab's Kaffee, Thee und Aepfelwein. Als jeder sein möglichstes gethan hatte, war kaum zu sehen, daß jemand gegessen hatte; in solcher Fülle war alles vorhanden. Nach der Tafel zog sich das junge Volk zurück ins geräumige Wohnzimmer und trieben allerlei Kurzweil, und die Alten saßen in der vorderen Stube und besprachen, was man sich Neues erzählte. Gegen Mitternacht ging man aus einander, und das junge Paar zog ins neue oder vielmehr alte Heim.

Kapitel 24.—Christbrüderliche Gemeinschaft.

„Seid fleißig zu halten die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens."

Es waren nun einige Jahre vergangen seit der Kirchweih. Die Gemeinde in Lancaster hatte einen treuen Seelsorger. Nicht allen Gemeinden war es so glücklich ergangen. Manche waren nichtswürdigen Subjekten in die Hände gefallen, die nur darauf aus waren, ihren sündlichen Lüsten zu dienen. Mit süßen Worten schmeichelten sie sich ein in die Gemeinden, und über kurz oder lang entpuppten sie sich als herabgekommene Charaktere, die nur der Kirche und dem lutherischen Namen Schande machten. Zudem entstanden immer mehr neue Ansiedlungen, und neue Gemeinden sollten organisiert werden. Ohio war damals ein großes Missionsfeld, reif zur Ernte. Aus Mangel an Arbeitern ist in der Zeit manches vielversprechende Feld an die Sekten verloren gegan=

gen, die damals alles aufboten, ihre Schwärmereien zu verbreiten. Die rechtgläubigen lutherischen Gemeinden fühlten das Bedürfnis des Zusammenschlusses zum gegenseitigen Schutz und zur Aufmunterung in der gemeinsamen Arbeit. Ihre Pastoren gehörten fast ohne Ausnahme zur „Mutter-Synode“ von Pennsylvanien; aber die Entfernung war zu groß, die Reise zu langwierig, beschwerlich und kostspielig; nur selten konnten die Pastoren die Synodalversammlungen besuchen.

So kam man auf den Gedanken, eine eigene Konferenz zu bilden, die sich jährlich versammelte und auf der Synode durch einen Abgeordneten vertreten war. Die erste dieser Konferenzen wurde in der Gemeinde des P. Weygand in Washington Co., Pa., gehalten im Jahr 1812. Die sechste dieser Konferenzen wurde vom 31. August bis zum 4. September des Jahres 1816 in New Lancaster, O., gehalten, noch ehe die Kirche gebaut war. Die Gottesdienste sowie die Sitzungen der Konferenz wurden im Court House gehalten. An dem betreffenden Sonntag wurde nicht weniger als viermal gepredigt, um 9 und 11 Uhr vormittags, um 3 Uhr nachmittags und um 7 Uhr abends. Das Volk hungerte nach dem Brot des Lebens. Das war auch für unseren Ehrlich und die Seinen ein rechter Festtag. Er besuchte nicht bloß die Gottesdienste, sondern blieb auch, um an den Verhandlungen mit teilzunehmen. Von allen Enden kamen Bittgesuche um Zusendung von Reisepredigern, darunter auch eins von Columbus, O. In gewissem Sinn waren damals alle Prediger Reiseprediger, und jeder erhielt von der Konferenz den Auftrag, ein gewisses Feld zu besuchen.

Die Erziehung der Jugend bildete einen Hauptgegenstand der Verhandlungen. Es wurde auf die

Notwendigkeit der Errichtung und Erhaltung von christlichen deutschen Gemeindeschulen hingewiesen und beschlossen, es solle jeder Pastor zum wenigsten einmal im Jahr eine besondere Predigt über diesen Gegenstand halten. Auch die Herausgabe von deutschen Schulbüchern wurde besprochen.

Man sah ein, daß diese Konferenzen, so segensreich sie auch waren, doch nicht genügten. Das Werk des Herrn breitete sich so rasch aus, daß bald eine eigene Synode nötig ward. Auf dieser Konferenz in Lancaster wurde eine Bittschrift an die Mutter-Synode aufgesetzt um Erlaubnis zur Gründung einer eigenen Synode.

Ehrlich und sein Nachbar hatten der Konferenz bis zu ihrem Schluß beigewohnt und auf dem Heimweg kehrte Faust bei ihm ein.

„Das waren gesegnete Tage“, sagte Ehrlich, als sie bei Tisch saßen und sich die Hühnersuppe schmecken ließen.

„Ja“, meinte Christine, die den Sonntag auch den Gottesdiensten beigewohnt hatte, „als ich Sonntag-Abend heim kam, dachte ich an den Spruch: Du weidest mich auf einer grünen Aue, und führest mich zum frischen Wasser.“

„Ich will nur hoffen, daß diese Sache mit den Konferenzen nicht wieder einschläft. Einigkeit macht stark, und wir Lutheraner müssen zusammenhalten, wenn wir etwas fertig bringen wollen“, sprach Ehrlich.

„Nun, Gott wird schon seinen Segen dazu geben“, erwiederte Christine und schenkte den Kaffee ein.

“Awer en eegene Synod misse mer hawe“, bemerkte Faust. „Des nemmt zu viel Zeit un koscht zu viel Geld, wann mer jedesmol en Parre noch Pennselfane schicke misse, wann er exament werre soll.“

„Ich hoffe, die Muttersynode wird uns das Recht geben, unsere Kandidaten selbst zu examinieren und zu ordinieren."

„Wann sie's uns net gebt, misse mer's uns nemme. Es is ke Juhs, daß mer iwer die Berge geht, for sich exämine zu losse. Unsere Parre do in Ohio sin schmärd genung for sel selwer zu duh."

„Und doch müssen wir um der Ordnung willen erst bitten um das Recht."

„Ich deht der Paul Henkel uffsetze gege ennige Parre, was sei Lebdag g'lebt hot; un der all Stauch is a ken schlechte Schwetzer."

„Der junge Steck hat mir gut gefallen, und ich glaube, den können wir kriegen."

„Mer kenne's enehau browiere."

Pastor Steck der Jüngere wurde später berufen, nahm den Ruf an und bediente die Gemeinde nebst einigen anderen in Fairfield Co., wie in einem vorigen Kapitel schon erwähnt.

Zwei Jahre später, also in 1818, den 14. September, versammelte sich die Konferenz in Somerset, Fairfield (jetzt Perry) Co., als: „erste General Konferenz."

Ob es wohl eine ziemliche Strecke war, machte sich doch Ehrlich auf den Weg dahin, um den Verhandlungen mit beizuwohnen. In Begleitung des Pastors und des Delegaten der Gemeinde, eines Pennsylvanisch-Deutschen Namens Mechling, machte er die Reise zu Pferd. Samstags etwa um Mittag kamen sie an. Drei Jahre früher war hier die neue Blockkirche eingeweiht worden bei Gelegenheit einer Sitzung der Konferenz. Auch Ehrlich hatte diese Feier damals mit genossen. Pfarrer Jacob Schnee von Pittsburgh, Pa., der damalige Sekretär der Synode, leitete die Feier. P. Steck hielt die Weihpredigt

über Heb. 3, 20. Diese erhebende Feier, bei der auch zugleich eine Anzahl Kinder konfirmiert und das heilige Abendmahl ausgeteilt wurde, war Ehrlich noch lebhaft in Erinnerung. Bei seinem damaligen Gastwirt, einem Herrn Baumann, fand er auch jetzt wieder freundliche Aufnahme. Unsere Väter verstanden und übten gerne das Wort des Apostels: „Herberget gerne."

Mit großem Interesse folgte Ehrlich den Verhandlungen. Besonders interessierte ihn der Beschluß: „Daß die Synode von nun an alle möglichen Anstalten machen soll, um junge Lehrer zu erziehen und sie in der lateinischen und griechischen Sprache wie auch in allen anderen nötigen Wissenschaften und Kenntnissen zu unterrichten, die zu diesem wichtigen Lehramt erforderlich sind." Man fühlte es: soll der Kirche in diesem Abendlande geholfen werden und sie für die Zukunft Bestand haben, so mußte Sorge getragen werden für die Ausbildung frommer Jünglinge zum Predigtamt. Man einigte sich, daß jede Gemeinde jährlich eine Kollekte erheben solle zur Unterstützung unbemittelter junger Männer, die sich aufs Predigtamt vorbereiten wollten. Der Predigermangel war groß, und man hoffte, auf diese Weise es manchem frommen Jüngling möglich zu machen, ins Pfarramt und somit in die Ernte-Arbeit der Kirche einzutreten.

Bei dieser Sitzung fand auch ein feierlicher Ordinationsgottesdienst statt. Die Kandidaten Leist, Reinhardt und Huet wurden nach bestandenem Examen durch Handauflegung zum Amt, das die Versöhnung predigt, geweiht. Das war eine Freude. Der Herr war bei seinem Volk und gab ihm auch für die Zukunft Hirten und Lehrer.

Es kam nicht selten vor, daß die Gemeinden durch

hergelaufene Landstreicher, die sich für Synodalprediger ausgaben, betrogen wurden. Diesem Uebelstand abzuhelfen, sollte in den diesjährigen Verhandlungen ein Abdruck und eine Erklärung des Synodal-Siegels erscheinen. Es findet sich in dem gedruckten Protokoll folgende Stelle: „Es sollte billig jeder Kirchenrat darauf bedacht sein, wenn fremde Prediger zu predigen Anspruch machen, daß sie zuerst nach Schrift und Siegel forschen; denn alle zu uns gehörigen Prediger bekommen von unseren Beamten ein Schreiben mit deren Namensunterschrift, nebst abgedrucktem Ministerial-Siegel. Würden die Kirchenräte obige Anzeige wohl beachten, so würden ihre Gemeinden nicht leicht von Leuten betrogen werden, die da vorgeben, daß sie zu unserer Verbindung gehören, und dennoch keine Mitglieder derselben sind."

Die Sekten versuchten alles Mögliche, um unter den zerstreuten Gliedern unserer lutherischen Kirche für ihre Gemeinschaften zu werben. Unsere Gemeinden wurden viel beunruhigt mit ihren sogenannten „verlängerten Versammlungen" und Bekehrungsversuchen. Diesem Treiben gegenüber ein Zeugnis abzulegen, wurde beschlossen, „daß den diesjährigen Verhandlungen eine Schrift soll angehängt werden, worinnen gezeigt wird der Unterschied zwischen der Lehre unserer Kirche und den verschiedenen Religionsgesinnten, die unserer Lehre von Taufe und Abendmahl u. s. w. widersprechen."

Es wehte in den Sitzungen der Geist der Gottesfurcht und des Eifers für die Reichssache unseres Gottes. Mit Freuden hörte Ehrlich den Gesamtbericht des Sekretärs über die im Laufe des Jahres vorgekommenen Amtshandlungen. Vierzehn Prediger bedienten etwa 75 Gemeinden. Pfarrer Stauch von New Lisbon, O., bediente 7 Gemeinden, Rein-

hardt von New Philadelphia, O., 8, Steck von Greensburg, Pa., 9, und Weier von Canton, O., sogar 11. Getauft wurden in diesem Jahre 1525, konfirmiert 286, kommuniziert 3551, beerdigt 141. Schulen wurden 54 berichtet. Das waren ermutigende Zahlen.

Als Ehrlich heim kam, konnte er den Seinen nicht genug erzählen von dem, was er auf der Synode gesehen und gehört hatte. Besonders an den kräftigen Predigten hatte er sich erbaut. Am Sonntag wurde viermal Gottesdienst gehalten und in der Woche jeden Abend. Es war eine Festwoche, wo die geistliche Tafel überreichlich gedeckt wurde. Man konnte auf diese Versammlung den Spruch anwenden:

„Siehe, wie fein lieblich ist es, wenn Brüder einträgtiglich bei einander wohnen."

„Wer hätte das gedacht, als wir vor 20 Jahren in diese Wildnis zogen", sprach Ehrlich, als er nach dem Abendessen mit Christine vor der Hausthür saß; „daß wir es noch erleben würden, daß das Reich Christi auch hier eine solche Ausbreitung finden würde?"

„Der alte Gott lebt noch", setzte sein frommes Weib hinzu. „Nun kann ich doch viel sorgenfreier in die geistliche Zukunft meiner Kinder und Enkel schauen. Gott segnet das Senfkörnlein, daß ein mächtiger Baum daraus wird, unter dessen gesegnetem Schatten auch unsere Nachkommen sicher wohnen können."

Kapitel 25.—Der Heimgang.

„Herr nun lässest du deinen Diener im Frieden fahren."

Wir können nun den Lebenslauf unseres Pfälzers nicht im einzelnen weiter verfolgen. Er lebte noch viele Jahre und sah Kindes-Kinder. Noch als 80jähriger Greis freute er sich an der Predigt des göttlichen Wortes. Da ihm seine treue Christine einige Jahre in die Wohnung der Heiligen im Lichte voranging und seine Tochter Marie an einen biederen Schmied in der Stadt verheiratet war, entschloß er sich, zu dieser zu ziehen. Er wollte noch in seinen alten Tagen dem Hause Gottes recht nahe sein. Das sind ja die Tage, von denen wir sagen: Sie gefallen uns nicht. Die Beschwerden des Alters stellten sich auch bei ihm ein; und umsomehr war ihm das ein Kreuz, da er sich in seinem Leben stets einer guten Gesundheit erfreut hatte. Seine Augen wurden dunkel. Er konnte fast gar nicht mehr lesen. O wie schwer wurde es ihm, daß er seine liebe Bibel so oft weglegen mußte, nachdem er kaum einige Verse gelesen hatte! Seine Tochter und auch ihr Mann pflegten ihn mit kindlicher Liebe. „O wie bin ich doch so froh und dankbar", sagte er öfters, „daß mir Gott noch das Gehör erhält! Ich kann noch jeden Sonntag zur Kirche gehen und die Predigt hören und mich an dem herrlichen Gemeindegesang erbauen." Gottes Wort war sein größter Schatz. So lange er noch gehen konnte, ließ er sich von keinem Gottesdienst abhalten. Aber auch das Gehen wurde ihm schließlich zu viel. Seine zitternden Beine wollten ihn nicht mehr tragen.

Lesen konnte er nun gar nicht mehr; denn das Licht seiner Augen war vollständig erloschen. Merkwürdigerweise blieb sein Gedächtnis noch außerordentlich frisch. Er zehrte nun, so zu sagen, von dem geistlichen Schatz, den er sich schon in der Jugend gesammelt hatte. Bibelsprüche, Liederverse und Psalmen, die er noch in Deutschland in der Schule gelernt hatte, waren jetzt seine tägliche Seelenspeise.

Er hatte viel durchgemacht, und es lag ein bewegtes Leben hinter ihm. Unter seinen Augen und zum Teil durch seine fleißigen Hände hatten sich die Wälder gelichtet und die Sümpfe in fruchtbares Land verwandelt. Die Flüsse und Bäche waren überbrückt worden. Dörfer und Städte waren in den Lichtungen erbaut. Ein geordnetes Gemeinwesen war in der Wildnis entstanden. Auch in kirchlicher Beziehung hatte er viel erlebt. Er hatte gehungert und war nun satt geworden. Seine Kinder genaßen dankbar die Frucht seiner Arbeit. Sie erfreuten sich der Segnungen von Kirche und Schule.

Er hatte nun seinen Lauf beinahe vollendet und war bereit zum Heimgang. In der Not war er nicht verzweifelt und im Glücke nicht übermütig geworden. Er hatte es erfahren, daß der Gott seiner Väter noch lebte. Er trug seine grauen Haare als eine Krone der Ehren, die auf dem Wege der Gerechtigkeit gefunden werden. Er wartete nur noch, daß sein Herr ihn rief, um die letzte Reise, ins himmlische Vaterland, anzutreten. Und wie wurde ihm, der nicht mehr zwischen Tag und Nacht unterscheiden konnte, die Zeit oft so lang, bis dieser Ruf kam und er aus dem Dunkel des irdischen Lebens ins selige Licht des Himmels eingehen konnte! Er war ja nicht lebensüberdrüssig; aber doch lebenssatt. Mit dem Apostel sprach er: „Ich habe Lust, abzuscheiden und bei Christo zu sein."

Oft ließ er sich aus dem Gesangbuch das Lied vorlesen:

„Jerusalem, du hochgebaute Stadt!
Wollt' Gott, ich wär' in dir!
Mein sehnlich Herz so groß Verlangen hat
Und ist nicht mehr bei mir.
Weit über Berg und Thale,
Weit über Flur und Feld
Schwingt es sich über alle
Und eilt aus dieser Welt."

Es war ihm aus der Seele gesungen, wenn die Kleinen anstimmten:

„Nach der Heimat süßer Stille
Sehnt sich heiß mein müdes Herz;
Dort erwartet mich die Fülle
Reiner Freuden ohne Schmerz."

„Marie, heute kann ich nicht aufstehen", sagte er eines Morgens, als ihn seine Tochter zum Frühstück rief.

„Was ist dir, Vater?" fragte Marie erschrocken.

„Ich weiß nicht; aber ich fühle mich so schwach, und wenn ich aufstehen will, wird mir schwindlich."

„Soll ich den Doktor holen?"

„Ach, laß nur; es wird schon wieder vorübergehen."

Aber Marie schickte doch zum Arzt, der, als er den Kranken untersucht hatte, eine bedenkliche Miene machte. Er ließ einige Pulver da und empfahl Ruhe. Den nächsten Tag war's aber nicht besser. Der Alte klagte über Kopfweh. „Kinder", sprach er, „ich glaube, es geht dem Ende zu. Wollt ihr mir noch einen Gefallen thun, so ruft den Pfarrer."

Der Seelsorger kam auch sofort, und seine trostreichen Worte munterten den Kranken auf.

„Herr Pfarrer", sprach er mit zitternder Stimme,

„ich danke Ihnen. Unser Herr Gott wird mich jetzt wohl heim holen. Es ist mir auch gar nicht leid; denn hier tauge ich ja doch nichts mehr, und ich sehne mich, daheim zu sein bei meinem Herrn und meinen Lieben.“ Er stärkte sich noch zur letzten Reise durch den gläubigen Genuß des Leibes und Blutes Christi im Abendmahl. Als der Pfarrer nach der feierlichen Handlung sprach: „Herr, nun lässest du deinen Diener im Frieden fahren; denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen“, faltete er fromm die Hände und sprach: „Komm, Herr Jesu, komme bald! Kinder, ich sehe schon im Geiste die Thore des neuen Jerusalems, der Stadt Gottes im Himmel.“

Seine Kinder waren bei der ersten Nachricht von seinem Unwohlsein herbeigeeilt. Weinend umstanden sie nun das Sterbelager ihres Vaters. Der Pastor betete mit dem Sterbenden und sprach ihm Liederverse und Bibelsprüche vor, bis das Bewußtsein schwand. Dann sprach er über ihn den Segen, und seine Marie drückte ihm die Augen zu. Unter großer Teilnahme wurde die Leiche zwei Tage später auf dem Gemeinde-Gottesacker beigesetzt. Fast die ganze Gemeinde war versammelt. Den Schwanengesang Simeons hatte sich der Pastor zum Leichen-Text gewählt. „Das Gedächtnis des Gerechten bleibet im Segen.“

Heim! So tönt es von des müden Wand'rers Lippen.
Heim, zu meinem Herrn ins Vaterhaus!
Heim, aus Sturm und Wind und Felsenklippen!
Heim, aus dieser argen, falschen Welt hinaus!
Heim, O laßt mich doch hinüber aus der Fremde,
    Daß sich mein Pilgerlauf jetzt ende;
    O laßt mich heim!


LIBRARY OF CONGRESS
0 017 052 258 8